1,50 DM / Band 164
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Flieh, wenn der Würger kommt



Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Flieh, wenn der Würger kommt

John Sinclair Nr. 164

von Jason Dark

erschienen am 25.08.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Flieh, wenn der Würger kommt

Erinnern sie sich noch an Destero, den Dämonenhenker? In einem lebensgefährlichen Kampf hatte ich ihn besiegt und sein Schwert an mich genommen. Eins jedoch hatte ich damals übersehen. Desteros Hand! Sie, die von mir abgeschlagen worden war, blieb verschwunden. Bis sie eines Tages wiederauftauchte. Von da an wurde das Leben für mich und meine Freunde zum Alptraum…

Vor dieser Unterredung hatte sich O. P. Osborne, der Zuchthausdirektor gefürchtet. Doch es gab keinen Weg daran vorbei, er mußte mit diesem Gefangenen reden.

Seufzend schlug er die Akte des Mannes auf. Da stand der Name. Erwin Wozny.

Geboren in Polen, eingewandert 1970. Fünf Jahre später von der Polizei festgenommen.

Da hatte er auch schon seinen traurigen Beinahmen bekommen.

»Der Würger« wurde er genannt.

Wozny, der Würger. Das war ein Fressen für die Zeitungen. Sie schlachteten den Fall aus. Wozny wurde in einem wahren Schauprozeß für alle Zeiten hinter Gittern gesteckt.

Fünf tote Frauen gingen auf sein Konto.

Man legte Wozny auch nicht mehr mit anderen in der Zelle zusammen, nachdem ein Versuch schiefgelaufen war. Wozny hatte durchgedreht und seinen Zellenkumpan mißhandelt. Der Mann war mit schweren Verletzungen in die Klinik gebracht worden und kam noch einmal mit dem Leben davon.

Erwin Wozny bekam nun eine Einzelzelle. Dort vegetierte er dahin. Er führte oft Selbstgespräche in seiner Heimatsprache. Da der Direktor gern wissen wollte, was dieser Wozny so alles von sich gab, ließ er einen Gefangenen holen, der polnisch verstand und dem Direktor das Erlauschte übersetzte.

Vom Teufel hatte Wozny gesprochen. Von der Hölle und einer fürchterlichen Rache.

Namen wie Asmodina und Destero waren gefallen, doch damit konnten weder der Direktor noch der Übersetzer etwas anfangen.

Wozny spinnt, hieß es allgemein.

Und mit diesem Spinner wollte O. P. Osborne nun reden. Vielleicht hatte er sich in den letzten Monaten gebessert, man konnte Wozny ja nicht die gesamten Jahre über in eine Einzelzelle sperren. Außerdem sollte er wie die übrigen Gefangenen arbeiten.

Es klopfte. Das Geräusch riß den Direktor aus seinen Gedanken. Dann wurde die Tür geöffnet, und das Gesicht einer ältlichen Dame erschien. Sie war Osbornes Sekretärin.

»Der Gefangene, Sir!«

»Lassen Sie ihn reinkommen.«

»Mit oder ohne Bewachung?«

Osborne überlegte, entschied sich dann vertrauensvoll und erwiderte: »Ohne Bewachung. Die Leute können ja draußen solange warten.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Die Sekretärin schloß die Tür nicht völlig, so daß der Zuchthausdirektor durch den Spalt schauen konnte. Er sah die Bewegung im Vorzimmer, dann wurde die Tür wieder geöffnet.

O. P. Osborne stand auf. Das tat er immer, wenn ein Gefangener kam, obwohl er es gar nicht nötig hatte. Doch Osborne wollte demonstrieren, daß auch die Gefangenen Menschen waren.

Obwohl der Zuchthausdirektor ein ungutes Gefühl, hatte, ließ er sich nichts anmerken. Er lächelte sogar und sagte: »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind und zu meiner Einladung nicht nein gesagt haben.«

Wozny nickte nur.

»Nehmen Sie Platz.«

Der Gefangene schüttelte den Kopf. Er wollte stehenbleiben.

Ziemlich stur, der Bursche, dachte Osborne und schaute sich Erwin Wozny genauer an.

Er kannte eigentlich mehr vom Bild. Auf den Fotos hatte Wozny schon schlimm ausgesehen. Seine Gestalt konnte man ruhig mit der eines Menschenaffen vergleichen. Gedrungen, breitschultrig, aber auch gleichzeitig geschmeidig. Vielleicht waren die Beine etwas zu kurz, dafür wuchsen die Arme länger. Hinzu kamen die Pranken des Mannes, die Würgehände, unter deren Druck bereits zahlreiche Menschen ihr Leben gelassen hatten. Sie waren ebenfalls überaus kräftig, und auf den Fingern wuchsen schwarze Härchen. Der Kopf zeigte sich im Verhältnis zum Körper ziemlich klein. Er erinnerte mehr an eine Kugel, war sehr rund, die Ohren standen ein wenig ab, die Nase schimmerte immer etwas rötlich, der Mund wirkte wie ein fleischiger Klumpen, die Augen blickten verschlagen. Das grau gewordene Haar hatte er zu einer Bürste geschnitten, und die blaue Anstandskleidung aus derbem reißfestem Stoff zeigte kaum einen Flecken. Kein Wunder, er tat ja auch nichts.

O. P. Osborne räusperte sich, als er den stechenden Blick des Gefangenen auf sich spürte.

Irgendwie fühlte sich der Direktor ertappt bei seiner Seelenanalyse.

»Sie wollen sich wirklich nicht setzen?« fragte er.

»Nein.«

Wozny sagte nur dieses eine Wort, doch es reichte, um zu merken, daß er sich sprachlich längst nicht akklimatisiert hatte. Er redete noch mit dem sehr harten osteuropäischen Akzent. Abermals fragte sich der Direktor, ob er keinen Fehler begangen hatte, Wozny in sein Büro zu holen, nun, das ließ sich nicht mehr ändern.

Osborne hatte sich wieder gesetzt und schlug die Strafakte des Mannes weiter auf. Er blätterte ein paar Seiten durch, fühlte die bohrenden Blicke des Gefangenen auf sich, und ein Frösteln lief über seinen Rücken.

»Es sieht ja nicht gut aus, Mr. Wozny«, begann er von neuem. »Ihre Straftaten haben Sie vor Gericht selbst zugegeben. Fünf tote Frauen sind eine große Belastung, und es ist Ihnen klar gemacht worden, daß Sie die Freiheit wohl nie mehr wiedersehen werden.«

Der Direktor hob den Kopf und schaute Erwin Wozny an, doch in dessen Gesicht regte sich nichts.

O. P. Osborne fuhr fort. »Deshalb meine ich, daß Sie sich in der langen Zeit doch etwas mehr in die Gemeinschaft einfügen sollten. Es ist nichts, wenn Sie die Jahre über nur in einer Einzelzelle sitzen, glauben Sie mir. Sie müssen an dem Anstaltsleben teilnehmen, Sie müssen arbeiten. Sie sollten etwas lesen, sonst sind Sie kein Mensch mehr. Ihr Gehirn wird einfrieren, wenn Sie sich nicht beschäftigen. Und Sie bekommen irgendwann einen Koller. Deshalb möchte ich einen Versuch machen, vorausgesetzt, Sie sind einverstanden. Ich will Sie in eine Zweierzelle legen.«

Osborne schaute den Gefangenen an und sah sein kurzes Grinsen. Dann öffnete Wozny den Mund. Er sagte abermals nur ein Wort.

»Nein!«

O. P. Osborne stöhnte auf. »Seien Sie doch nicht so stur, Mr. Wozny. Ich sage das ja nicht zum Spaß. Glauben Sie mir, wir haben unsere Erfahrungen…«

»Ich will nicht.«

»Dann wollen Sie immer in Ihrer Einzelzelle hockenbleiben?«

»Nein.«

Der Zuchthausdirektor war überrascht. »Jetzt verstehe ich Sie nicht. Haben Sie Ihre Meinung geändert?«

»Ich will hier raus!«

Diese vier heftig ausgestoßenen Worte erzeugten bei Osborne nur ein mildes Lächeln.

»Das möchten alle. Aber bei Ihnen, Mr. Wozny, ist die Chance gleich Null.«

»Ich komme raus.«

»Wollen Sie ausbrechen?«

»Ja.«

»Und wann?« Osborne fand das Gespräch plötzlich ein wenig amüsant. »Schon bald.«

»Aus diesem Zuchthaus hat es kaum einen Ausbruch gegeben. Auch Sie werden es nicht schaffen.«

»Ich habe Helfer.«

»Und wen?«

»Asmodina und Destero, den Dämonenhenker. Ich habe mit ihnen gesprochen. Sie helfen mir.«

Der Direktor lehnte sich zurück. »Jetzt machen Sie mal einen Punkt. Das glauben Sie doch selbst nicht, was Sie da sagen, das sind Hirngespinste…«

»Nein.«

»Auf dieser Basis können wir nicht weiterreden, Wozny. Ich werde Sie wieder abführen lassen.«

Erwin Wozny kam einen Schritt vor. Als seine Beine die Kante des Schreibtisches berührten, blieb er stehen und hob die rechte Hand, wobei er die Finger spreizte.

»Sehen Sie diese Hand! Schauen Sie sich die Finger genau an. Mit denen habe ich getötet, und diese Hand wird auch weiter töten, das verspreche ich. Schlimmer als zuvor, denn nun habe ich die Unterstützung der Hölle.«

»Reden Sie nicht so dumm daher!«

»Dumm?« höhnte Erwin Wozny. »Nein, das ist nicht dumm. Ich hasse meine Hand, ich hasse sie sehr, ich will sie nicht mehr haben. Und ich bekomme eine neue.«

Bevor Osborne reagieren konnte, geschah das Unwahrscheinliche. Der Gefangene hob den rechten Arm, drosch ihn nach unten und schlug ihn etwa in Ellbogenhöhe gegen die Kante des Schreibtisches. Es gab ein dumpfes Geräusch.

Entsetzt riß O. P. Osborne die Augen auf, denn was er sah, war unglaublich, war der kalte Horror.

Die Hand fiel ab, als wäre sie nicht die eines Menschen, sondern die einer Puppe…

***

Wie gelähmt blieb Osborne sitzen. Er hatte schon viel in seinem Leben durch und mitgemacht, doch das hier setzte dem Faß die Krone auf. Das widersprach allen Naturgesetzen, das durfte nicht wahr sein, das war eine Halluzination…

Er wischte sich über die Augen.

Als er freie Sicht hatte, bemerkte er, daß er keiner Täuschung erlegen war. Denn dicht vor seinen Augen erschien der Armstumpf, Wozny hatte ihn vorgereckt.

Und kein Tropfen Blut drang aus der Wunde!

Osborne sah die Adern, die Venen, das Fleisch — nur kein Blut. Er glaubte, einen bösen Traum zu erleben, doch Wozny hatte noch mehr Überraschungen parat.

»Ich brauche sie nicht mehr!« zischte er. »Ich will sie nicht haben, weil ich eine andere bekomme. Jetzt, hier, sofort!«

Da erwachte Osborne aus seiner Erstarrung. Sein rechter Arm schnellte vor, er wollte auf den Alarmknopf unter der Schreibtischplatte drücken, dagegen hatte Wozny etwas.

Mit der Linken packte er zu. Seine Finger wühlten sich in Osbornes Haare, ein gewaltiger Ruck, und der Zuchthausdirektor wurde von seinem Sessel gerissen. Er fiel zu Boden.

Bevor er sich erheben konnte, war Wozny mit zwei Schritten neben ihm und riß ihn auf die Beine.

»Du schaust zu!« zischte er. »Du sollst alles sehen, mein Junge. Denn

die Zeit des Würgers ist wieder angebrochen. Gib genau acht.« Er schleuderte den Direktor von sich, daß dieser mit dem Rücken gegen die Wand prallte.

Wozny streckte seinen linken Arm aus und deutete auf eine Stelle dicht unter dem Fenster. »Sieh da hin!«

Wie unter Zwang folgte der Blick des Direktors der angegebenen Richtung.

Dort entstand ein Flimmern. Als hätte jemand eine rote Wunderkerze versprüht, so sehr knisterte und sprühte es. Doch es blieb nicht dabei.

Etwas kristallisierte sich hervor.

Eine Hand!

Schaurig war sie anzusehen. Man hatte sie dicht über dem Gelenk abgetrennt. Die hellere Haut war noch zu erkennen, allerdings nur bis zum Ballen, denn dort begann der schwarze Handschuh. Und auf diesem Stoff hob sich der auf dem Mittelfinger sitzende Ring sehr deutlich ab. Osborne konnte sogar das Bild erkennen, das in den Ring eingraviert worden war.

Es zeigte einen Frauenkopf mit langen roten Haaren und zwei Hörnern, die aus der Stirn wuchsen.

Der Direktor des Zuchthauses hatte Asmodina gesehen, nur wußte er nichts von ihrer Existenz. Er stand nur da, zitterte und staunte, und er hatte Angst.

Die Hand bewegte sich.

Die Finger krallten sich zusammen, wurden wieder gespreizt, und dann wanderte die Hand auf Erwin Wozny zu, der in der Mitte des Zimmers stand und seinen Armstumpf erhoben hatte.

O. P. Osborne ahnte, was folgen würde, und doch wollte er nicht daran glauben.

Bis er es mit eigenen Augen sah.

Die Hand setzte sich genau auf den Armstumpf des Gefangenen, als wäre sie nur dafür geschaffen worden. Sie bildete mit ihm eine Einheit, während die normale auf dem Boden lag und vor den entsetzten Augen des Zuchthausdirektors langsam verfaulte.

Erwin Wozny aber hatte eine neue Hand.

Die des Teufels!

Bisher hatte O. P. Osborne nie an Geister oder Spuk geglaubt. Nun aber änderte er seine Meinung, denn was er hier gesehen hatte, war nicht normal zu erklären, das widersprach allen physikalischen Gesetzen. So etwas war der Horror schlechthin.

Wozny lächelte böse. Sein Gesicht hatte sich irgendwie verändert. Der stupide Ausdruck war darin verschwunden und hatte einem anderen Platz geschaffen.

Einem lauernden, teuflischen, mordlüsternen…

»Das ist sie!« flüsterte er. »Desteros Würgehand. Grausam und

tödlich. Mein Rufen hat Erfolg gezeigt. Nur einem Würdigen wollte Asmodina die Hand des Toten geben, damit er sein Erbe weiterführt.« Er hob seinen rechten Arm. »Diese Hand«, versprach er, »wird töten und würgen, und sie wird sich das zurückholen, das einmal ihr gehörte. Das Schwert des Destero. Dies ist ein Versprechen. Ein mit Blut geschriebenes und unterzeichnetes Versprechen. Und niemand auf der Welt kann mich jetzt daran hindern, das zu tun, was getan werden muß!« Auf der Stirn des Zuchthausdirektors standen dicke Schweißtropfen. Seine Haut war aschgrau geworden, er bebte am gesamten Körper, denn er ahnte, was der andere vorhatte.

O. P. Osborne bekam in den nächsten Sekunden die Bestätigung. »Dich werde ich töten. Du und andere habt mich in diese verdammte Zelle gesteckt. Dafür werdet ihr schrecklich büßen. Und zwar mit dem Tod!«

Erwin Wozny hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, da handelte er. Bevor Osborne ausweichen konnte, schnellte die Hand vor und packte zu.

Fünf behandschuhte, kraftvolle Finger legten sich wie Stahlklammern um die Kehle des Mannes.

Innerhalb einer Sekunde wurde Osborne die Luft abgedrückt. Er wollte noch einen Schrei ausstoßen, doch nur ein mattes Gurgeln drang aus seinem Mund.

Osborne sackte in die Knie.

Wie eine Maschine stand der unheimliche Würger vor ihm. Er drückte nur mit der rechten Hand zu, der linke Arm lag flach an seinem Körper.

Fast 30 Sekunden blieben seine Finger am Hals des Zuchthausdirektors. Dann flammte plötzlich der Ring auf. Er leuchtete in einem glühenden Rot, das von den Augen der Teufelstochter ausgestrahlt wurde und für Wozny ein Zeichen war.

Er ließ den Zuchthausdirektor los.

Sekundenlang schwankte die Gestalt noch von einer Seite zur anderen. Dann kippte sie nach links und schlug schwer zu Boden. Die gebrochenen Augen bewiesen sehr deutlich, daß O. P. Osborne nicht mehr lebte. Die Rache des Würgers hatte ihn getroffen.

Erwin Wozny aber lachte auf. Er drehte sich um und warf keinen Blick mehr auf die Leiche. Dafür schaute er auf seine Hand und lächelte den Ring an.

»Du hast mir geholfen!« keuchte er. »Du hast es geschafft. Ich danke dir, Asmodina…«

Das letzte Wort war kaum über seine Lippen gedrungen, als die Tür aufgestoßen wurde.

Zwei Männer standen auf der Schwelle.

Kräftige Gefängniswärter; die den Gefangenen auch hergebracht

hatten. Sie schauten in das Zimmer und sahen mit einem Blick, was geschehen war. Ihre Augen wurden groß.

Zuerst wollten sie nicht glauben, daß so etwas überhaupt möglich sein konnte, dann aber reagierten sie entsprechend.

Schußwaffen trugen sie nicht, doch an ihren Koppeln hingen Gummiknüppel.

Blitzschnell lösten sie die harten Schlagstöcke und drangen auf Erwin Wozny ein.

Der ließ sie kommen.

Mit einer fast lässigen Bewegung packte er zu, nachdem ihm der erste Hieb am Kopf getroffen hatte. Es war die Würgehand, die sich in die Schulter des Schlägers grub und hart zudrückte.

Der Mann stöhnte erst, dann schrie er. Schließlich sackte er in die Knie und blieb am Boden liegen.

Sein Kollege war hinter Wozny gelaufen. Pfeifend wischte der Gummiknüppel durch die Luft und hieb in den Nacken des unheimlichen Mörders.

Den Schlag hätte keiner überstanden. Jeder normale Mensch wäre bewußtlos zusammengebrochen, nicht so Erwin Wozny. Er zuckte zwar und duckte sich noch tiefer, dann aber federte er herum, und die schwarze Würgehand traf den Gefängniswärter mit einem gewaltigen Rundschlag.

Der Mann wurde fast aus den Schuhen gehoben, fiel über den Schreibtisch und räumte ihn ab. Bewußtlos kippte er zu Boden.

Erwin Wozny schüttelte sich, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn gegossen, und er verließ das Büro.

Im Vorzimmer hielt sich die Sekretärin auf. Sie hatte durch die offene Tür mit ansehen müssen, was geschehen war. In ihrem Gesicht paarten sich Angst und Nichtbegreifen.

Als der Gefangene mit der schwarzen Hand das Büro verließ, da glaubte die Frau, ihr letztes Stündlein wäre gekommen.

Sie warf sich auf die Knie nieder und hob flehend die Hände. Wozny kümmerte sich nicht um sie.

Er ging.

Mit einem lauten Krachen schmetterte er die Tür hinter sich zu.

Nebenan stöhnte der Mann mit der verletzten Schulter. »Rufen Sie die Wache an!« keuchte er. »Man muß die Bestie aufhalten…«

Erst nach diesen Worten erwachte die Sekretärin aus ihrer Erstarrung. Sie rief die Wache nicht an, sondern gab direkt Alarm. Plötzlich schrillten überall im Zuchthaus die Glocken. Die Echos hallten schaurig durch die Gänge, Wärter wurden aufgeschreckt und griffen nach ihren Waffen.

Die Jagd auf Erwin Wozny begann!

***

Auch der Ausbrecher hörte das Schrillen der Glocken und das hohle Pfeifen der auf den Dächern installierten Alarmsirenen. Er hatte dafür nur ein müdes Lächeln übrig. Sie wurden sich wundern, ihn konnte man nicht packen, nicht mehr, wo er sich unter dem Schutz der Hölle befand.

Vom Verwaltungstrakt, wo auch der Direktor sein Büro hatte, gab es einen Verbindungsgang zu den Gefangenenblocks. Es war ein kahler Betongang, absolut ausbruchsicher.

Zusätzlich durch Stahltüren gesichert, die allerdings offenstanden, denn vier bewaffnete Männer stürmten dem Ausbrecher entgegen. Sie waren mit Schnellfeuergewehren ausgerüstet und würden auch schießen, wenn Wozny nicht stoppte.

Sie sahen sich zur gleichen Zeit.

Sofort blieben die vier Männer stehen und legten ihre Gewehre an.

»Halt! Bleiben Sie stehen. Umdrehen, Hände an die Wand!« Die Worte peitschten Erwin Wozny entgegen.

Er stoppte tatsächlich. Seine Stirn legte sich dabei in Falten, und er tat so, als müßte er erst noch überlegen.

Zwei Wärter traten vor. Mit gleitenden Schritten bewegten sie sich auf Wozny zu. Die Männer wußten nicht genau, was geschehen war, aber sie kannten den Mann als brutalen Mörder.

Alle vier sahen ihn, und jeder sah auch die Würgehand mit dem Ring darauf. Es kam ihnen zwar ungewöhnlich vor, doch niemand brachte sie mit den vorangegangenen schlimmen Ereignissen in Verbindung. Sie glaubten immer noch, Wozny so zu fangen.

Bis sie eines Besseren belehrt wurden.

Die beiden Wärter befanden sich noch zwei Schritte von Erwin Wozny entfernt, als plötzlich etwas Seltsames geschah. Es war ein unheimlicher, geisterhafter Spuk, für den niemand eine Erklärung zur Hand hatte.

Der Körper des Gefangenen löste sich auf!

Alle vier sahen, wie er durchsichtig wurde, dann nur noch ein Schemen war, und einen Atemzug später konnten sie ihn überhaupt nicht mehr sehen.

Erwin Wozny war verschwunden. Nur etwas hatte er noch hinterlassen.

Seine Hand!

Sie schwebte nach wie vor in der Luft und glitt über die Köpfe der entsetzten Wärter, die zwar ihre Waffen hochrissen und feuerten, jedoch nicht trafen.

Die Hand war einfach zu schnell. Sie wischte zwischen den Wärtern umher, und in das Krachen der Schüsse mischten sich die entsetzten Schreie der Männer.

Querschläger pfiffen durch den Gang. Gefährliche Heuler, die zwei

Männer verletzten.
Dann verschwand auch die Hand. Zurück blieb das Grauen, und ein Rätsel, das sich keiner, erklären konnte…

***

Wer konnte das Rätsel lösen? Zuerst kümmerte sich die ortsansässige Mordkommission um den Fall. Man erstellte Protokolle, nahm Zeugenaussagen auf und stellte fest, daß der Zuchthausdirektor erwürgt worden war.
Die Spuren der fünf Finger waren noch deutlich zu sehen. Als rote Streifen erschienen sie auf der Haut, die auch nicht blasser wurden. Der untersuchende Arzt hob ebenso die Schultern, wie der Leiter der Mordkommission.
Ratlosigkeit stand in ihren Gesichtern zu lesen. Dann kam jemand auf den, glorreichen Gedanken, den Fall auf Scotland Yard abzuschieben. Sollten die Leute sehen, wie sie weiterkamen.
Und Scotland Yard reagierte prompt. Als Sir James Powell die Aussagen auf seinem Schreibtisch bekam und sich die Kopie durchlas, da stutzte er, als er zwei Namen las.
Asmodina und Destero!
Und schon wurde es ein Fall für mich, den Geisterjäger John Sinclair. Ich war ebenfalls wie elektrisiert, verlor keine Sekunde, klemmte mich in meinen Bentley und fuhr zu diesem Zuchthaus hin, wo alles seinen Anfang genommen hatte.
Viel hatte mir der Superintendent nicht erzählen können. Ein Gefangener wäre ausgebrochen. Er hätte sich unsichtbar gemacht, nachdem er den Zuchthausdirektor getötet hatte. Zudem waren noch zwei Namen gefallen.
Asmodina und Destero!
So etwas alarmierte und elektrisierte mich immer. Asmodina war die Nachfolgerin des Schwarzen Todes und hatte mir schon verdammt viel Kummer bereitet. Wie ihr Vorgänger, so hielt auch sie sich gern im Hintergrund und ließ andere für sich arbeiten.
Da war Dr. Tod mit seiner Mordliga, die darauf programmiert war, zerstörerische Werke zu vollbringen. Noch hatte er die Gruppe nicht ganz vollständig, und ich hoffte, daß er das letzte Mitglied, Xorron, auch nicht so leicht bekommen würde.
Es gab außer der Mordliga noch unzählige niedere Dämonen, die auf Asmodinas Kommando hörten, doch einige kristallisierten sich immer wieder hervor. Dazu hatte auch Destero, der Dämonenhenker, gehört. Ich sagte bewußt hatte, denn mir war es gelungen, ihn, diesen fürchterlichen Dämon, zu besiegen. Ich hatte ihm sogar das Schwert entwendet und ihn damit umgebracht.
Oder sollte er nicht tot sein? Ich dachte ein paar Monate zurück und

vergegenwärtigte mir noch einmal die Szene, wo Destero gestorben war.

Der Kampf hatte in Bill Conollys Haus stattgefunden. Asmodina war in eine andere Dimension geschafft worden. Bei dieser letzten Auseinandersetzung ging es wirklich um alles oder Nichts, denn Asmodina und Destero wollten die Familie Conolly töten. Selbst vor dem kleinen Johnny hätten sie nicht Halt gemacht. Alle wurden gerettet, Asmodina entkam, Destero starb.[1]

Zuvor hatte ich ihm die Hand abgeschlagen. Seine behandschuhte Rechte, die irgendwie verschwunden war. Jedenfalls war sie mir nie mehr begegnet.

Als er so geschwächt war, gelang es mir, ihn zu töten. Es war ein harter Schlag für Asmodina gewesen, hinzu kam noch, das sich das Schwert des Dämonenhenkers nun in meinem Besitz befand und mir schon gute Dienste erwiesen hatte.

Nun, ich würde noch erfahren, wann und wie alles zusammenhing. Das Zuchthaus lag nur noch einige Meilen entfernt, ich brauchte nicht mehr länger als zehn Minuten zu fahren.

Es regnete.

Ein warmer Mairegen strömte auf die Erde nieder. Er überschattete alles mit einem düsteren Grau und ließ die Gegend hier noch trister erscheinen.

Es sah fast so aus wie in Dartmoor. Auch hier gab es Sumpf, waren einige Landstriche unbewohnt, und das letzte Dorf hatte ich bereits durchfahren.

Es gab noch eine Straße. Die führte geradewegs auf das Zuchthaus zu, einem düsteren Komplex, dessen Mauern nach einer großen Kurve vor mir aufwuchsen. Nee, Freunde, hier wollte ich nicht einmal tot über dem Zaun hängen. Man sollte vielen Ganoven den Bau vorher mal zeigen, dann würden sie sich ihren Coup sicherlich noch mal überlegen.

Ein gewaltiges Eisentor teilte die hohe Mauer mit den Wachtürmen und dem Stacheldrahtzaun auf der Krone. Vor dem Tor standen einige Wagen. Der Parkplatz war mit Schotter bedeckt, der unter den Reifen des Bentleys knirschte.

Ich stoppte, stieg aus, warf mir schnell den Burberry über, zog den Kopf ein und lief die paar Schritte auf das Tor zu. Nebenan befand sich eine schmale Tür. Ebenfalls aus Eisen.

Ich sah eine Klingel und schellte.

In der Tür öffnete sich ein Guckloch. Ich schaute in die obere Hälfte eines Gesichts, stellte mich vor und sagte, daß ich beim stellvertretenden Direktor Miller angemeldet war.

»Einen Moment, Sir.«

Die Klappe schloß sich wieder, der Beamte fragte erst einmal nach,

und ich stand im Regen.
Es ging ziemlich schnell.
Ich wurde eingelassen, sah einen Innenhof, der nur in der Mitte einen grünen Fleck zeigte, wo eine Birke wuchs. Auch sie sah nicht gesund aus. Wer hier lebte, wurde allein schon vom Anblick krank. Die Zellenfenster kamen mir vor wie traurige Augen voller Hoffnungslosigkeit. Hin und wieder sah ich schemenhaft eine Gestalt hinter den Gittern.
Ich wurde abgeholt.
Ein hochaufgeschossener Beamter schleppte mich in den Verwaltungstrakt. Zum Glück brauchten wir nicht durch den Regen, sondern marschierten durch einige Gänge.
Im Vorzimmer des ermordeten Direktors wartete Horace Miller, der Stellvertreter. Er war ein noch junger Beamter, trug einen korrekt sitzenden grauen Anzug und spielte vor lauter Nervosität an seiner Brille.
Der Leiter der Mordkommission war ebenfalls anwesend, auch der Arzt und zwei Männer in grauen Kitteln. Sie würden den Toten hinterher wegtragen.
Miller reichte mir die Hand. »Ich freue mich, daß Sie so rasch wie möglich gekommen sind. Wir haben die Leiche noch nicht wegbringen lassen, vielleicht möchten Sie einen Blick darauf werfen.«
»Ja, das wäre nett.«
Wir gingen in das Büro.
Der Tote lag auf dem Boden Etwas stach besonders ins Auge. Die fünf Würgemale!
Ich ging neben der Leiche in die Knie, sah mir die Male genauer an und erkannte dort, wo der Mittelfinger gesessen hatte, einen Abdruck. »Hat mal jemand eine Lupe?«
Ich bekam sie.
Als ich mir den Abdruck genauer und vergrößert anschaute, bekam ich die Bestätigung.
Dort mußte ein Ring sein Zeichen hinterlassen haben. Es war deutlich in der Vergrößerung zu sehen. Ein Frauengesicht, aus dessen Stirn zwei Teufelshörner wuchsen.
Asmodina!
Ich war also an der richtigen Adresse. Ein paar Sekunden blieb ich noch hocken, dann schwang ich mich wieder in die Höhe. Einige Augenpaare schauten mich fragend an.
»Das Opfer ist ohne Zweifel erwürgt worden«, sagte ich.
»Das haben wir auch festgestellt.« Die Stimme des Kripomannes klang spöttisch.
»Aber Sie haben den Mörder nicht hierbehalten können, obwohl Sie wissen, wer es war.«

»Das stimmt, Sir!« bestätigte Horace Millen »Obwohl wir wirklich alles getan haben. Wir stellten das Zuchthaus auf den Kopf, schauten in jedem Winkel nach, weil wir den Aussagen der vier Wärter nicht trauten.«

»Was haben die denn gesagt?«

»Nun, sie erklärten einstimmig, daß sich Erwin Wozny vor ihren Augen in Luft aufgelöst habe.«

»Und?«

»Nichts und. Nur die Hand ist noch geblieben. Die Hand mit dem Ring. Sie haben auf sie geschossen, sie aber nicht getroffen, weil sie zu schnell war. Von Querschlägern sind zwei Männer verletzt worden. Einer schwebt in Lebensgefahr.«

»Was geschah mit der Hand?«

Mäler schob seine Brille zurecht und schaute mich an, als wollte er mich für seine Antwort um Verzeihung bitten. »Die ist auch verschwunden.«

»Diesen Ring hat keiner von Ihnen gesehen?«

»Nein, nur die Wärter.«

»Wie sah er aus?«

Diesmal gab der Leiter der Mordkommission die Antwort. »Er war ziemlich groß, also ein Herrenring, doch sein Motiv zeigte den Kopf einer Frau mit feuerroten Haaren und zwei Hörnern, die aus ihrer Stirn wuchsen. Eine Teufelin.«

Ich nickte und fragte weiter. »Hatte dieser Erwin Wozny irgendwelche okkulten Hobbies?«

»Wie… wie meinen Sie das?«

Miller hatte die Frage gestellt, ich erklärte es ihm gern genauer. »Hat er des öfteren vom Teufel gesprochen, von den Kräften der Hölle? Hat er gedroht? Sind Begriffe gefallen wie Mächte der Finsternis, Rache der Hölle und ähnliches?«

»Ja, so etwas hat er in der Tat gesagt. Wir hielten es für Spinnerei.«

Ich lächelte bitter. »Das Gegenteil ist Ihnen ja heute bewiesen worden.«

»Das glauben Sie!« sagte der Beamte der Mordkommission. »Ich jedoch nicht. Für mich steht fest, daß dieses Verschwinden des Mörders eine völlig normale Erklärung finden wird.«

»Es wäre zu hoffen«, pflichtete ich ihm bei.

»Wieso sind Sie meiner Meinung?«

»Weil es dann vielleicht weniger Tote geben wird.«

»Sie glauben, daß Wozny weiter mordet?«

»Natürlich.«

»Der Meinung bin ich auch. Er wird sich wieder junge Frauen aussuchen, wie schon zuvor. Da steht uns was ins Haus. Erst dieser Ripper von Yorkshire, und jetzt Wozny, der Würger.«

»Ich glaube allerdings kaum, daß er sich auf Frauen spezialisieren wird«, gab ich meine Meinung bekannt.
»Und warum nicht?«
»Wenn er wirklich vom, sagen wir Teufel, befreit worden ist, wird der seine Forderungen stellen. Und die sehen anders aus. Er wird morden, aber gezielt und nur die Personen, die man ihm vorschreibt. Verlassen Sie sich darauf.«
»Wenn Sie meinen, Kollege. Mein Fall ist es zum Glück nicht. Kann ich die Leiche jetzt wegschaffen lassen?«
»Ich habe nichts dagegen.«
Die beiden Männer im Kittel traten an den Toten heran, hievten ihn hoch und legten ihn in eine Kunststoffwande.
Dann klemmten sie den Deckel fest und trugen die Leiche aus dem Zimmer. Ihr Chef folgte ihnen.
Zurück blieben Miller und ich.
»Sie glauben gar nicht, Sir, wie unangenehm mir das ist. Bisher hat die Presse noch nichts erfahren, aber wenn die Reporter Wind davon bekommen, ist der Teufel los. Unter den Gefangenen ist sowieso schon eine gewisse Unruhe zu bemerken.«
»Das kann ich mir vorstellen. Sind Sie schon lange im Amt?«
»Ein halbes Jahr.«
»Also gerade eingearbeitet.«
»So kann man's nennen.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Ich hätte da noch eine Frage, Sir«, sagte er.
»Bitte.«
»Glauben Sie eigentlich, daß dieser Killer wieder hierher zurückkehrt, um Rache zu nehmen? Wissen Sie, man liest soviel. Ein Mann rechnet ab und so. Er hat Mr. Osborne umgebracht, und ich meine, daß er auch vor mir nicht haltmachen wird.«
»Nein, das glaube ich nicht.«
Er saugte tief den Rauch ein. »Sagen Sie das nur oder meinen Sie das ernst.«
»Ich meine es so, wie ich es gesagt habe. Dieser Wozny hat jetzt andere Dinge zu tun. Ich hoffe nur, daß ich ihn vorher zu fassen bekomme, bevor er seine Drohung wahr macht und andere Menschen tötet.«
»Ich wünsche Ihnen viel Glück, Mr. Sinclair.«
Das waren die letzten Worte, die ich mit diesem Mann wechselte. Ich hatte hier nichts mehr zu suchen. Derselbe Wärter, der mich hergeführt hatte, brachte mich auch wieder zurück. Ich war froh, die Enge des Zuchthauses verlassen zu können.
Es regnete noch immer. Vor dem Tor blieb ich für einen Moment stehen und saugte die kühle Luft ein. Nach dem Mief des Zuchthauses kam sie mir wie reiner Sauerstoff vor.

Auf der Rückfahrt nach London entwickelte ich bereits meinen Plan. Ich dachte darüber nach, wer am meisten gefährdet war. Dabei konnte ich die Familie Conolly und mich nicht ausschließen. Wir würden sogar auf der Todesliste des unheimlichen Würgers ganz oben stehen…

***

Dr. Marion Savallo!

Dieser Name stand auf dem Schild. Und die blondhaarige 28jährige Frau war stolz auf diesen Titel. Lange genug hatte sie kämpfen müssen, und lange genug hatte es gedauert, bis die Männlichen Kollegen sie akzeptierten, denn sie war in eine Domäne der Männer eingebrochen.

Dr. Marion Savallo hatte einen außergewöhnlichen Beruf. Sie war Staatsanwältin und hatte das große Glück gehabt, bekannt geworden zu sein. Nachdem ein Kollege plötzlich erkrankte, mußte sie den Staat im Prozeß gegen den Frauenwürger Erwin Wozny vertreten. Ihr Name war damals in zahlreichen Gazetten erschienen, und auch um die Fotos hatten sich die Zeitungen gerissen.

Jetzt war sie voll im Geschäft.

Sie hatte die Wohnung gewechselt und sich drei eigene Zimmer im Stadtteil Mayfair gekauft; wo ein Terrassenhaus gebaut worden war, in dem zehn Eigentümer lebten. Ihre Wohnung lag in der obersten Etage, mit einem herrlichen Blick vom Wohnzimmer aus auf die Ostseite des Hydeparks.

Marion schloß die Tür auf und betrat die Wohnung. Es roch noch immer ein wenig nach kaltem Rauch. Sie hatte am letzten Abend Gäste gehabt und wollte erst einmal durchlüften. In der quadratischen Diele nahm sie ihren Mantel ab und schaute sich im Spiegel an.

Sie war eine gut aussehende Frau. Das rote Kleid stand ihr besonders. Der weiße Gürtel hielt es in der Taille zusammen, so daß ihre Figur noch stärker nachmodelliert wurde. Ihr Haar trug sie halblang und zu einer Außenrolle gedreht. Brillantohrringe — ein Geschenk ihres Vaters — blitzten im Licht des Deckenstrahlers.

Die Frau war froh gewesen, nach Hause gehen zu können. Ein langer Tag lag hinter ihr, sie hatte Protokolle gewälzt und sich auf den nächsten Prozeß vorbereitet. Er wurde gegen einen Heiratsschwindler geführt, und der Anwalt der Gegenpartei hatte sie als Frau für befangen erklärt. Das würde noch Ärger geben.

Ärgerlich schleuderte sie auch die Schuhe von den Füßen. Sie waren noch ziemlich neu und hatten den ganzen Tag über schon gedrückt. Dann schlüpfte sie in bequeme Hausschuhe, ging in den Wohnraum und stellte sich vor das große Fenster. Dahinter lag die 40 Quadratmeter große Terrasse. Die hellen Fliesen glänzten regennaß.

Auch vom Hydepark war nicht viel zu sehen. Die große Grünfläche verschwamm unter dem vom Himmel fallenden nassen Schleier.

Marion Savallo hatte ihre Wohnung modern eingerichtet. Im Livingroom herrschten die Produkte italienischer Möbel-Designer vor. Dazu paßte auch ein zweihundert Jahre alter Brotschrank, den sie von ihrem Vater zur Promotion geschenkt bekommen hatte.

Sie ließ sich in einen bequemen Leinensessel fallen, holte die Fernbedienung vom Glastisch und schaltete die Stereo-Anlage ein. Barbara Streisand sang »Women in Love«, und Marion summte die Melodie mit, die zu ihrem Lieblingshit geworden war. Zu Hause gab sie sich locker, da war sie nicht mehr die strenge Beamtin.

Vielleicht würde Fred, ihr Freund, noch vorbeikommen. Er hatte geschäftlich in Glasgow zu tun und wollte, wenn es möglich war, die Nacht mit ihr verbringen.

Er hatte einen Schlüssel und würde sie schon finden.

Die Platte lief fast eine halbe Stunde. Danach fühlte sich die Frau entspannt und entschloß sich, unter die Dusche zu steigen. Vom Schlafzimmer aus mit dem französischen Bett gab es einen direkten Durchgang zum Bad.

Die Kleidung schleuderte sie aufs Bett, stülpte die Badekappe über ihr blondes Haar und stellte sich unter die Dusche.

Zehn Minuten genoß sie die Wechselbäder, danach verspürte sie Hunger und briet sich ein Steak. Sie aß Salat dazu und trank einen herben Rotwein.

Ein Blick in die Radiozeitung verriet ihr, daß im Frensehen ein alter Western lief. Sie schaltete das Gerät an, drehte aber den Ton leiser und wurde schläfrig. Sie merkte nicht, daß sie eingenickt war, nur als sie aufwachte, war es draußen schon dunkel.

»Mein Gott.« Hastig richtete sie sich auf und stellte fest, daß sie fast drei Stunden geschlafen hatte. Jetzt fühlte sie sich erfrischt und reif für einen Drink.

Sie mixte einen Wodka Lemon, schaute dem Nachrichtensprecher zu und stellte sich dann ans Fenster.

Die Straßenlaternen wirkten wie Planeten und Sterne in einem weit entfernten Sonnensystem. Dahinter lag die dunkle Wand des Parks, wo auch nur wenige Lichter leuchteten. Am Himmel flogen zwei glühende Punkte. Flugzeuge, die in Heathrow gestartet waren.

Die Maschinen erinnerten sie an den Urlaub, der in fünf Wochen fällig war. Sie wollte zu den Bahamas, vielleicht kam Fred sogar mit. Langsam leerte sie das Glas. Im Wohnraum brannte nur eine Lampe, die einen milden Schein abgab.

Über den Glasrand schaute sie hinweg auf die Terrasse. Plötzlich wurden ihre Augen schmal. Genau gegenüber, wo sich die Brüstung mit den Blumenkästen befand, hatte sie eine Bewegung bemerkt. Dort

stand jemand.

Dr. Marion Savallo hatte zwar keine Angst, doch das Gefühl der Unruhe blieb. Sie ging in den Wohnraum zurück und stellte ihr Glas weg. Dann zog sie den Gürtel des bunten Hausmantels enger und schritt wieder auf das Fenster zu.

Die Gestalt war verschwunden.

»Einbildung«, murmelte die Frau und lächelte. Sie sah, daß es aufgehört hatte zu regnen und dachte daran, daß sie noch Partygläser von dem runden Gartentisch draußen holen wollte. Die Tür befand sich auf der rechten Seite der großen Scheibe. Marion legte den Hebel um und zog die Tür auf.

Mit einem Schritt überwand sie die Schwelle.

Plötzlich war der Schatten da.

Rechts von ihr tauchte er auf und hatte neben der Tür gelauert. Marion wirbelte herum, schaute in das feuchte Gesicht eines Mannes und glaubte, verrückt zu werden.

Vor ihr stand Wozny, der Würger!

***

Ich fuhr nicht nach Hause, sondern noch ins Büro. Sir James wartete auf meinen Bericht.

Als ich eintraf, deckte Glenda Perkins, meine Sekretärin, soeben ihre Schreibmaschine ab.

»Feierabend?« fragte ich.

Sie strahlte mich an. »Endlich.«

»Gab's was Neues?« Ich zog meinen Mantel aus.

»Nein, war alles ruhig. Und bei Ihnen?«

Ich hob die Schultern. »Wir müssen mit einigem Ärger rechnen; Desteros Hand ist wieder aufgetaucht.«

Glendas Augen wurden groß. »Wie?«

»Das erkläre ich Ihnen vielleicht morgen. Schönen Abend noch.«

»Schauen Sie doch mal nach draußen, John. Was soll man bei dem Wetter schon anstellen.«

»Da gibt es viel. Kino, Theater, ein Restaurant besuchen…«

»Allein?«

»Glenda.« Ich ging zu ihr und legte beide Hände auf ihre Schultern Sie trug eine blaue Bluse mit weißen Punkten, und ich spürte die Wärme ihrer Haut. »Sie sind doch neulich erst von einem jungen Mann abgeholt worden.«

Glenda wurde rot. »Daß Sie mir das immer unter die Nase reiben müssen.«

»Mögen Sie ihn nicht?«

»Das ist längst vergessen.«

»Dann sind Sie also wieder frei?« Sie wurde leicht rot. »So kann man

es sehen.«
»So allerdings ist es schlecht, sich den Abend zu vertreiben. Ich hätte Ihnen ja gern Gesellschaft geleistet, aber der Job läßt es nicht zu. Später mal.«
»Das haben Sie schon oft gesagt, John.«
»Und auch mein Versprechen gehalten.«
»Aber was ist dabei herausgekommen? Denken Sie nur an diese widerlichen Horror-Parasiten.«[2]
Da hatte Glenda recht. Uns war etwas dazwischen gekommen, das fast unser Leben gekostet hätte. Ein paar Tage vor dem Fall hatten wir die Nacht der grausamen Augen erlebt.
»Nie die Hoffnung aufgeben«, sagte ich. »Irgendwann klappt es doch einmal.«
»Tschau«, sagte sie, drehte sich um und ging. Ich half ihr noch in den Mantel. Auf dem Flur trennten wir uns. Glenda schritt zum Fahrstuhl, ich tigerte zu Sir James' Büro Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich Glendas traurigen Blick.
Verdammt, man müßte sie wirklich einmal überraschend besuchen und dann…
Fast wäre ich an der Tür vorbeigelaufen, so sehr beschäftigte mich Glenda.
Ich klopfte. Als ich keine Antwort hörte, öffnete ich, durchlief das leere Vorzimmer und betrat Sir James' Büro.
Der Alte hockte hinter seinem Schreibtisch und las in einer Akte. »Setzen Sie sich«, sagte er.
Ich nahm Platz.
»Finte oder nicht?« fragte er, ohne sich beim Lesen stören zu lassen. »Keine Finte.«
Jetzt hob er den Kopf. »Berichten Sie.«
Ich tat es. Sir James hörte zu, und ich sah, daß sein Gesicht einen immer verkniffeneren Ausdruck annahm. Ihm paßte die Entwicklung der Dinge ebensowenig wie mir.
»Wir müssen also davon ausgehen, daß Desteros Hand sich am Arm eines anderen befindet«, sagte er.
»So sehe ich es.«
»Der Ring weist auf die Verbindung zu Asmodina hin. Dann wird sie auch die Hand geschickt haben. Wer könnte denn alles auf der Liste dieses Wozny stehen?«
Ich zählte ihm einige Personen auf, und der Superintendent widersprach mir nicht.
»Das bedeutet in der Tat eine große Gefahr«, murmelte er. »Ob er sich auch an den Leuten rächen wird, die ihn ins Zuchthaus gebracht haben?«
»Das wird Asmodina kaum zulassen. Die verfolgt andere Pläne.«

»Was macht Sie so sicher, John?«

»Die Teufelstochter tut nichts umsonst. Wenn sie schon dafür sorgt, daß Wozny freikommt, wird er sich auch ihren Wünschen unterwerfen müssen. Bevor er durchdreht, wird er sich in Asmodinas Auftrag die Personen vornehmen, an denen sie ein persönliches Interesse hat. Mir hat sie nie verziehen, daß ich Destero das Schwert abgenommen und ihn damit getötet habe. Ich nehme an, daß sie es sich zurückholen will. Deshalb stehe ich auf Woznys Liste ganz oben.«

»Und die Conollys?«

»Die sind ebenfalls gefährdet«, gab ich zu. »Sie waren schließlich dabei, als Destero getötet wurde und haben die Schmach praktisch miterlebt.«

»Dann müßten wir sie warnen.«

»Was ich gleich erledigen werde.«

»Trotzdem möchte ich den Leuten, die am Prozeß beteiligt waren, eine Warnung zukommen lassen. Schaden kann das auf keinen Fall.«

»Natürlich nicht.«

Sir James Powell schaute mich an. »John«, sagte er. »Ich möchte, daß Sie diesen Wozny finden und vor allen Dingen Desteros Hand zerstören. Ich will keinen würgenden Killer in London haben.«

»Klar.« Ich stand auf. »Sonst noch was?«

»Nein, im Augenblick nicht. Die Warnungen an die Prozeßteilnehmer werde ich veranlassen.«

»Danke.« In meinem Büro rauchte ich eine Zigarette und schnupperte den letzten Hauch von Glendas Parfüm. Eine Putzfrau erschien, verzog sich aber wieder, als sie mich am Schreibtisch sitzen sah. Sie schloß hinter sich die Tür.

Bill war nicht zu Hause, dafür aber Sheila.

»Aha«, sagte sie nur, als sie meine Stimme hörte. »Hast du wieder eine Reifenpanne?«

Sie spielte dabei auf den letzten Fall an, bei dem Bill mir tatkräftig geholfen und Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, ihm sogar noch den Arm eingerenkt hatte.

»Nein, diesmal nicht.«

»Das war ja eine komische Ausrede mit der Reifenpanne. Und ich habe sie noch geglaubt.«

»Sheila, ich konnte wirklich nicht weiter.«

»Na ja, schon gut. Was gibt es denn?«

»Das möchte ich Bill sagen.«

»Warum denn immer diese Geheimnistuerei? Bin ich denn ausgeschlossen?«

Sheila schien schlechte Laune zu haben, das war ihrer Stimme deutlich anzuhören.

»Nein, aber wir kennen deine Reaktionen. Und diesmal geht es auch

dich etwas an —und den Kleinen.«

»Was? John, berichte…«

»Es geht um Destero.«

»Aber der ist tot.«

»Sicher, du warst ja selbst dabei Du hast auch gesehen, daß ich ihm die Hand abgeschlagen habe. Die war verschwunden, ist nun wieder aufgetaucht und befindet sich am Arm eines Mörders. Sie wird wahrscheinlich von Asmodina gelenkt.«

»Das heißt, wir befinden uns in Gefahr.«

»Ja«

»Dann danke ich dir für die Warnung, John.«

»Sollte irgend etwas sein, Sheila, du weißt ja, was zu tun ist. Und vergiß nicht, Bill zu benachrichtigen.«

»Er ist auf einem Vortrag, den ein ihm bekannter Professor hält. Hoffentlich wird er nicht unterwegs uberfallen.«

»So rasch sicherlich nicht.« Ich verabschiedete mich und legte auf. Mir war gar nicht wohl, denn ich wußte, daß in London ein Würger herumlief.

Er hatte es auf uns abgesehen. Und er stand mit den Kräften der Hölle in Verbindung.

Eine brisante Mischung.

Was konnte ich dagegen unternehmen?

Nichts, vorerst wenigstens. Mir waren praktisch die Hände gebunden. Ich konnte schlecht durch London laufen und den Würger suchen. So mußte ich wieder einmal warten, bis er zuschlug, dann erst konnte ich reagieren.

Eine dumme Lage, in der ich mich befand. Leider war noch kein Computer erfunden worden, der die Attacken von Dämonen im voraus berechnete Immer schlugen sie zuerst zu, und wir konnten dann nur versuchen, das Schlimmste zu verhindern.

Ich schnappte mir meinen Burberry Mantel, schaltete das Licht aus und verließ den Bau.

Es war noch hell. Der Abendverkehr hatte begonnen. So dauerte es länger, bis ich meine Wohnung erreichte. Ich ging nicht zu mir, sondern nach nebenan, wo Suko und Shao wohnten.

Der Chinese öffnete. Er war noch immer leicht sauer auf mich und das, weil ich ihn bei meinem letzten Fall nicht informiert hatte. Aber es war wirklich nicht möglich gewesen.

Im Zombie-Bus gab es kein Telefon.

»Ein seltsamer Gast«, sagte er.

»Um so lieber wirst du mich empfangen.«

»Brauchst du mal wieder Hilfe?«

»Und wie.«

Suko grinste und schlug mir auf die Schulter. »Komm rein.«

Ich ließ mich im Wohnraum nieder. Shao, das chinesische Girl, hantierte in der Küche.
Als ich schnuppernd die Luft einsaugte, sagte Suko. »Du kannst mitessen.«
»Gebongt.«
»Und?« fragte er.
Ich berichtete.
Sukos Augen glänzten. »Verdammt«, kommentierte er, als ich geendet hatte, »da steht uns ja noch einiges bevor.«
»Und wie.«
»Was machen wir?« fragte Suko.
»Warten. Nichts als warten. Wir müssen dem anderen die Initiative überlassen.«
Der Chinese nickte. »Dabei können wir nur hoffen, daß er uns zuerst angreift.«
»Du sagst es«, erwiderte ich.
Obwohl Shao sich größte Mühe beim Kochen gegeben hatte, wollte mir das Essen nicht so recht schmecken. Die nahe Zukunft sah mir einfach zu düster aus.

***

Ein Traumbild, eine Halluzination! Daran glaubte Marion Savallo. Jemand mußte ihr einen bösen Streich gespielt haben, denn dieser Mann, der da auf ihrer Terrasse stand, der hockte hinter Gittern. Sie selbst hatte dafür gesorgt, daß er dorthin geschafft wurde.
Sie trat zurück. Sie schrie nicht, sie verfiel nicht in Panik, sie glaubte es einfach nicht.
Da klingelte das Telefon.
Dieses schrille Geräusch brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie mußte noch halb geschlafen haben, denn als sie nach draußen schaute, war von Erwin Wozny nichts in sehen.
Überarbeitung!
Beim dritten Läuten erst lief sie quer durch den Wohnraum in die Diele, wo der Apparat stand. Sie riß die Hand auf, machte Licht — und erstarrte.
Über dem Hörer schwebte eine Hand!
Pechschwarz war der Handschuh, den jemand über die Finger gestreift hatte. Nur am Gelenk leuchtete es heller, dort war ein Stück Haut zu sehen.
Und sie sah den Ring. Ein Schmuckstück mit einer großen Fläche, das das Bild einer rothaarigen Frau zeigte, aus deren Stirn zwei Hörner wuchsen.
Auf einmal war auch Dr. Marion Savallo unfähig, sich zu rühren. Sie konnte ihren Blick nicht von der schrecklichen Hand wenden, die wie

an einem unsichtbaren Faden in der Luft hing und sich nicht bewegte.
Bis sie das Lachen hörte.
In ihrem Rücken.
Zuerst tat sie nichts, blieb einfach stehen, während ein kalter Schauer über ihren Körper floß. Dann streifte ihr Blick die Garderobe, wo die Handtasche stand.
Dort bewahrte sie immer das Sprühfläschchen mit dem Tränengas auf, aber es würde wohl zu spät sein, die »Waffe« noch hervorzuholen.
Im gleichen Moment verstummte das Klingeln.
Das war auch für Marion Savallo das Zeichen. Auf der Stelle kreiselte sie herum — und prallte gegen Wozny!
Ja, er war es!
Sie schrie.
Diesmal hatte sie sich nicht unter Kontrolle, denn Wozny grinste so diabolisch, daß es ihr den Atem verschlug. Die Angst peitschte in ihr hoch, und dann hob der Würger langsam seinen rechten Arm.
Marios Augen wurden groß. Sie sah nur einen Teil, einen Stumpf, denn die Hand fehlte.
Die schwebte über dem Telefon.
»Nein!« flüsterte sie und wankte zurück. »Nein, bitte. Das ist… das ist…« Ihre Stimme versagte, weil die heiße Angst ihr die Kehle zudrückte.
Und sie wußte genau, weshalb Erwin Wozny zurückgekehrt war. Um sie zu töten!
Schon im Gerichtssaal hatte er sie immer mordlüstern angeschaut. Jetzt hatte er sein Versprechen eingelöst.
Sie ging zurück.
Einen Schritt, den zweiten. Die Tür befand sich in ihrem Rücken, und sie war nicht abgeschlossen. Wenn es ihr gelang, die Wohnung zu verlassen, konnte sie vielleicht um Hilfe schreien. Andere würden sie hören, würden ihr vielleicht helfen…
Da griff die Klaue zu!
Plötzlich spürte Marion Savallo einen harten Schlag im Nacken. Im nächsten Augenblick umklammerten fünf Finger ihren Hals und drückten langsam zu.
Und Wozny setzte sich in Bewegung. Einen Schritt vor ihr blieb er stehen.
Pfeifend holte Marion Luft. Das ließ die würgende Hand gerade noch zu Sie sollte reden können, denn Wozny wollte noch etwas von ihr hören.
»Ich bin zurückgekehrt«, flüsterte er.
»Was… was wollen Sie?« keuchte die Frau.
»Deinen Tod.«
»Nein! Ich… Sie sind im Gefängnis. Sie können es nicht sein. Wozny

sitzt hinter Gittern.«

»Der Teufel hat mir geholfen«, sagte Wozny und kicherte böse.

Der Teufel! Dieses Wort hallte in Marion Savallos Kopf nach. Ja, es mußte der Teufel sein, eine andere Erklärung hatte sie nicht. Zumindest stand Wozny mit dem Satan im Bunde.

Aber gab es den Teufel überhaupt? War das nicht alles eine Erfindung oder Einbildung der Menschen? Sie hatte oft genug darüber gelesen, es aber nie glauben wollen Und nun?

Marion spürte den Druck der Hand in ihrem Nacken und wunderte sich eigentlich, daß man sie noch atmen ließ. Vielleicht wollte Wozny sie auch nur quälen?

Und da hatte sie gar nicht so unrecht. Wozny wollte seine Rache auskosten.

Er kicherte plötzlich. »Denkst du noch an früher? An den Gerichtssaal? Wie ihr mich fertiggemacht habt? Ja, erinnerst du dich, du widerliche Schlampe.«

»Sie waren ein Mörder. Sie hatten fünf Frauen getötet, dafür mußten sie bestraft werden.«

»Nein, ich darf nicht bestraft werden«, zischte er. »Nicht ich, sondern die anderen. Aber ihr könnt mich nicht bestrafen!« Er kicherte plötzlich. »Ich lasse mich nicht in den Bau stecken und sitze nicht hinter vergitterten Fenstern. Ich bin frei. Endlich kann ich meine Rache einlösen, und du bist als zweite an der Reihe. Der Zuchthausdirektor ist schon tot.«

Dr. Marion Savallo glaubte nicht mehr an eine Chance. Dieser Teufel würde sein Versprechen einlösen.

Er tat es auch.

Die Hand, packte weiter und fester zu.

Marion spürte noch den mörderischen Druck, alles verschwamm vor ihren Augen, dann gaben ihre Knie nach, und sie sank langsam dem Boden entgegen, wo sie schwer aufschlug und liegenblieb.

Als Tote.

Etwa eine halbe Minute später löste sich die Hand von der Kehle der Staatsanwältin. Sie schwebte durch die Luft, schlug einen Bogen und fand ihr Ziel, den Armstumpf des Würgers.

Wozny war zufrieden. Er schaute sich kurz in der Wohnung um, fand ein wenig Bargeld und steckte es ein. »Das war die zweite«, flüsterte er, als er noch einmal zurück in die Diele ging und einen Blick auf die Tote warf. »Den dritten, den Richter, den hole ich mir jetzt.« Er lachte wieder schaurig.

»Nein, du wirst ihn nicht holen!«

Erwin Wozny zuckte zusammen, als er die Stimme vernahm. Sie gehörte einer Frau, die jedoch nirgendwo zu sehen war, denn sie hatte aus dem Ring gesprochen. Von dort hatte sich Asmodina, die

Teufelstochter, gemeldet.
»Was willst du von mir?« flüsterte Wozny heiser.
»Du wirst nicht nur deinen Trieben folgen, sondern mir gehorchen. Ich bestimme, wen du als nächsten umbringst. Hast du mich verstanden?«
»Ja.«
»Dann ist es gut.«
»Aber, er muß sterben!« keuchte Wozny, »ich kann nicht länger leben, wenn er existiert.«
»Du bekommst später…«
»Nein!« heulte Wozny, »jetzt.«
Das war Asmodina zuviel. Dieser Wozny vergaß, wem er seine freie Existenz zu verdanken hatte, und die Teufelstochter wollte ihm das gleich drastisch klarmachen. Die Hand gehorchte ihr, denn sie hatte sie erst aus den Dimensionen des Schreckens geholt.
Bevor sich Wozny versah, war es schon geschehen. Die Hand hatte sich von seinem Arm gelöst.
»Ich werde dir zeigen, dich meinen Befehlen zu widersetzen!« zischte Asmodina, und ihr Gesicht auf der viereckigen Ringplatte verzog sich zu einer wilden Grimasse. Sie konnte Ungehorsam überhaupt nicht ausstehen. Das hatte sie schon oft gezeigt, wenn andere versuchten, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Auch Dr. Tod hatte sie bereits gedemütigt, als er aufbegehrte.
Die Hand schwebte plötzlich vor Woznys Gesicht, aber so, daß die Finger auf ihn zeigten. Dann spreizten sie sich — und packten zu!
Plötzlich gurgelte Erwin Wozny auf. Er bekam keine Luft mehr. Mit ihm geschah das gleiche, wie mit den Menschen, die jetzt nicht mehr lebten. Plötzlich spürte Wozny die Angst, die ihn erfaßte, als er nicht mehr atmen konnte, die Panik, das Grauen…
Er brach zusammen.
Mit seiner linken Hand versuchte er, die andere, eigene zu lösen, doch das schaffte er nicht. Zu hart drückten sich die behandschuhten Finger in seine Kehle Erwin Wozny fiel auf den Rücken. Kurz vor der Ohnmacht ließen die Finger seinen Hals los. Wozny konnte wieder atmen. Er keuchte, spie und gurgelte. Sein Gesicht hatte bereits eine andere Farbe angenommen. Es gelang ihm nur mühsam, sich auf die Beine zu stemmen. Dabei mußte er sich an der Wand abstützen. Er stieß noch eine Blumenvase um, deren Wasser den Teppich näßte.
Schwankend stand er da.
»Streck den Arm aus!« befahl die Stimme aus dem Ring.
Erwin Wozny gehorchte.
Die Würgehand beschrieb in der Luft eine Kurve und legte sich wieder um Woznys Gelenk.
»Das war die letzte Warnung«, machte ihm Asmodina mit scharfer

Stimme klar.
Wozny nickte. Sprechen konnte er nicht. Seine Kehle fühlte sich an wie ein Reibeisen.
»Ab jetzt wirst du nur tun, was ich sage!« zischte die Teufelstochter. »Verstanden?«
»Ja.«
»Dann geh, die nächste Aufgabe wartet!«
Erwin Wozny verließ die Wohnung nicht auf dem normalen Wege. Asmodinas Magie ermöglichte es, daß er sich auflöste.
Zurück blieb eine Tote.

***

Ich hatte mich nach dem Essen in meine Wohnung zurückgezogen. Schwere Gedanken plagten mich. Ich dachte immer an die Hand, die einmal an Desteros Körper gesessen hatte. Mir war klar, daß sich Asmodina rächen wollte, auch in Desteros Namen, sonst hätte sie die würgende Klaue nicht geschickt.
In der Wohnung steht ein schmaler Schrank, wo ich einige Dinge aufbewahre. Unter anderem den Kelch des Feuers, den silbernen Nagel, mit dem ich einmal Dr. Tod getötet hatte und seit einiger Zeit auch das Schwert, das ich Destero abgenommen hatte.
Diese Waffe war besonders wichtig. Nicht nur für mich, sondern auch für Destero. Es existierte zwar noch seine Hand, aber Benn sie in Besitz des Schwertes gelangte, dann war sie so gut wie unbesiegbar. Die Hand und das Schwert bildeten ein höllisches Tandem, deshalb nahm ich an, daß Asmodina versuchen würde, das Schwert zurückzubekommen. Vielleicht nicht heute, sondern morgen oder übermorgen, wenn sie mich erledigt hatte.
Es war inzwischen 22.00 Uhr geworden. Getan hatte sich nichts. Es blieb ruhig. Auch innerhalb des Hauses waren die letzten Geräusche verstummt. Die meisten Menschen gingen zu Bett. Auch ich.
Aber ich zog mich nicht aus, sondern legte mich in voller Montur auf die Matratze. Es war das unbestimmte Gefühl, das mich dazu trieb. Ich ahnte, daß in dieser Nacht noch etwas geschehen würde. Und wenn, dann wollte ich voll da sein.
Nach einigen Minuten fiel ich in einen leichten Schlaf. Im Laufe der Zeit hatte ich so etwas wie Routine bekommen, ich konnte schlafen, aber auch blitzschnell wach werden, wenn mich irgend etwas störte. Sei es nun ein fremdes Geräusch oder eine sich rasch verdichtende Ahnung.
Diesmal war es kein Einbrecher, der mich störte, sondern das Telefon. Es schrillte unüberhörbar laut.
Augenblicklich war ich voll da, hob ab und meldete mich.
Es war Earl Gantry, unser Einsatzleiter, der in dieser Nacht die

Schicht leitete.
»Ich hoffe, du hast noch nicht geschlafen, John.«
»Kaum.« Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß wir fast Mitternacht hatten.
»Du musst noch mal raus. Mord«
»Und wer?« fragte ich.
»Dr. Marion Savallo«
»Die Staatsanwältin?«
»Ja. Ein Bekannter, der auch einen Wohnungsschlüsseln beisitzt, hat sie gefunden. Soviel ich gehört habe, ist sie erwürgt worden. Eine widerliche Sache«
»Gib mir die Adresse.«
Ich bekam sie. Mein Weg würde mich nach Mayfair führen. Diesmal fuhr ich nicht allein, sondern sagte Suko Bescheid. Auch der Chinese hatte sich noch nicht ausgezogen.
»Ahnte doch, daß noch etwas passiert«, sagte er, als er seine Lederjacke überstreifte und Shao zum Abschied einen Kuß auf die Lippen hauchte.
Wir nahmen den Bentley und fuhren rüber nach Mayfair. Dieser Stadtteil gehört zu den bevorzugten Wohngegenden Londons. Wir fuhren durch stille Straßen. Kaum ein Wagen begegnete uns. Nicht weit von der Ostseite des Hyde Parks entfernt lag das Terrassenhaus versteckt hinter hohen Ulmen, so daß nur das pyramidenfiirmig zulaufende Dach zu sehen war. Hier wohnte Marion Savallo, vielmehr hatte sie gewohnt.
Es gab eine schmale Stichstraße, die zum Haus führte und bei den Abstellplätzen mündete.
Dort standen auch die Wagen der Mordkommission.
Wir fuhren hoch. Die Wohnungstür stand offen. Licht fiel in den Flur, und die Beamten befanden sich noch bei der Arbeit. Ich nahm einen typischen Tabakgeruch wahr und wußte, daß Inspektor Quincy in dieser Nacht Dienst hatte. Er war ungefähr so alt wie ich, wir kannten uns ziemlich gut.
»Gut, daß Sie da sind«, sagte er und reichte mir die Hand. »Und der Schatten ist auch mitgekommen.« Damit meinte er Suko, der ebenfalls begrüßt wurde.
»Wie sieht es aus?« fragte ich Quincy, der immer etwas traurig aussah, hob die Schultern und kratzte über seinen Stoppelbart. »Nicht gut, die Würgemale sind deutlich zu sehen. Wie ich hörte, sind Sie an dem Fall interessiert. Hat das irgend etwas mit Geistern und Dämonen zu tun?«
Ich nickte.
Quincy brummte was in seinen nicht vorhandenen Bart und schaute durch den Türspalt.

»Schätze, wir können mal nachsehen, ohne die Leute zu stören.« Er drückte die Tür auf.

Ich sah die Leiche. Sie lag auf dem Rücken. Marion Savallo war noch vollständig angezogen, im Gegensatz zu den früheren Opfern des Würgers Ihr Hals lag allerdings frei, so daß ich deutlich die Würgemale erkennen konnte.

Wieder kniete ich mich neben das Opfer des unheimlichen Würgers. Die Male am Hals glichen denen des Zuchthausdirektors fast auf's Haar. Auch der Ringabdruck war zu erkennen.

Erwin Wozny lief Amok!

Sollte ich mich denn so getäuscht haben? Hatte Asmodina ihm wirklich erlaubt, den Weg der Rache zu gehen? Ich runzelte die Stirn. Es sah alles ziemlich bescheiden aus, und ich fragte mich, warum Dr. Savallo nicht geflüchtet war. Man hatte sie anrufen wollen, um sie zu warnen, aber vielleicht war sie da schon tot gewesen.

Ich erkundigte mich nach der Uhrzeit.

Der Arzt wiegte den Kopf. »So schnell kann ich Ihnen keine genaue Zeit geben, aber zwei Stunden ist sie schon tot.«

»Dann muß sie gegen 22 Uhr gestorben sein.«

»Könnte angehen, Mr. Sinclair.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. In diesen Augenblicken fühlte ich mich verdammt mies. Wir hätten schneller reagieren sollen, dann wäre das vielleicht nicht passiert. »Ist der Zeuge noch da, der die Leiche entdeckt hat?«

Quincy nickte. »Er sitzt im Wohnraum. Sie können ihm ein paar Fragen stellen.«

»Ja.«

Der Mann trank Whisky. Er hatte sich einen dreifachen eingeschenkt. Sein Blick war stumpf, die Haut hatte einen grauen Schimmer bekommen. Unruhig knetete er seine Hände.

Ich stellte mich vor.

Sein Name war Fred Burger. Er sagte ihn mit tonloser Stimme. Ich unterhielt mich ein paar Minuten mit ihm, ohne jedoch irgend etwas zu erfahren.

Zum Schluß meinte er: »Dieser Beruf war nichts für Marion. Sie gab sich zwar immer forsch, aber sie hat doch gelitten, das können Sie mir glauben. So manches Mal hatte sie auch Angst gehabt, denn nicht selten haben ihr die Verurteilten Rache versprochen. Einer hat das Versprechen in die Tat umgesetzt.« Er schaute sich um. »Wer war es, Oberinspektor? Sagen Sie mir den Namen.«

»Was nützt es, wenn ich Ihnen den verrate? Wollten Sie Ihre tote Freundin rächen?«

»Daran habe ich wirklich schon gedacht.« ich schüttelte den Kopf. »überlassen Sie so etwas uns. Sie begeben sich nur in Gefahr.«

»Sie ist erwürgt worden«, sagte er. »Und sie hat in ihrem ersten großen Prozeß einen Würger für immer hinter Gitter gesteckt. War es dieser Wozny?«
»Möglich.«
»Dann kriege ich ihn.«
Ich ging. Man sagt viel, wenn man unter dem ersten Schock steht. Und Fred Burger hatte einen Schock bekommen. Das war eine völlig natürliche Sache.
Für mich gab es hier nichts mehr zu tun. Ich klärte noch mit den Beamten der Mordkommission ein paar technische Details, dann machten Suko und ich uns wieder auf den Weg.
Im Lift fragte der Chinese: »Und jetzt?«
»Wir können nur raten. Wer steht als nächster auf der Liste? Der Richter? Die Geschworenen?«
»Oder die Conollys und wir«, sagte Suko leise.
»Das ist die Frage«, erwiderte ich.

***

Der Vortrag dauerte länger, als Bill Conolly angenommen hatte. Der Archäologe sprach über die neuesten Entdeckungen im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris. Es waren einige interessante Neuigkeiten dabei, und Bill machte sich eifrig Notizen.
Anschließend wurden noch zahlreiche Fragen gestellt. Auch der Reporter beteiligte sich daran, und als er auf seine Uhr schaute, da war es schon fast Mitternacht.
Bill erschrak.
Sheila würde sich Sorgen machen. Er hatte ihr versprochen, daß er spätestens um 23 Uhr zu Hause sein würde, und jetzt kam ihm das dazwischen.
Bill beschloß, seine Frau anzurufen. Im Gang fand er auch eine Telefonhaube.
Der Nachtwächter drehte bereits seine Runden. Sie befanden sich in einem Vortragsraum des Britischen Museums, diesem riesigen Gebäude, das im Stadtteil Bloomsbury und zudem in der Nähe der großen Universität liegt.
Viermal läutete es durch, als Sheila endlich abnahm. Ihre Stimme klang gehetzt.
»Ich bin's«, sagte Bill.
»Ist was passiert?«
»Wieso?«
»Weil du so spät anrufst.«
Bill lachte. »Ich wollte dich nicht beunruhigen, weil ich dir versprochen hatte, schon früher zurück zu sein. Leider hat es länger gedauert, ich fahre aber jetzt.«

»Dann ist es gut«, sagte Sheila. »Und sei bitte vorsichtig, Bill. Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»John hat angerufen. Wir schweben in Gefahr, Bill.«

»Rede.«

Sheila berichtete schnell, und Bill lief nicht nur einmal ein kalter Schauer über den Rücken. Und ob er sich an den verdammten Fall erinnerte. Noch deutlich sah er alles vor sich, denn der Kampf gegen Destero hatte sich in seinem Bungalow abgespielt, und sogar der kleine Johnny war mit hineingezogen worden.

»Was tun?« fragte Sheila, nachdem sie ihren Bericht beendet hatte.

»Ich komme so schnell wie möglich zu dir!« versprach der Reporter. »Laß keinen rein.«

»Dann glaubst du also, daß wir uns in Gefahr befinden?«

»Wir dürfen zumindest die Möglichkeit nicht ausschließen«, erwiderte der Reporter.

»Ja, natürlich.«

»Bis gleich dann.« Bill hängte ein. Als er unter der Haube hervortauchte, war sein Gesicht um einige Spuren blasser geworden. Soeben verließen die letzten Zuhörer den Saal.

Ein Bekannter gesellte sich zu dem Reporter. »Nehmen wir noch einen kleinen Drink?«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, ich muß nach Hause. Bin sowieso schon über die Zeit.«

»Okay.«

»Vielleicht ein anderes Mal.«

»Klar.«

Das Museum besaß auch einen Parkplatz. Dort hatte Bill seinen Porsche abgestellt. Vor dem großen Eingang brannten ein paar Leuchten. Sie steckten auf Stäben. Ihr Licht erfaßte nur einen Teil des Parkplatzes, spiegelte sich aber auf den dicken Tropfen, die noch den Lack des Wagens benetzten. Zum Glück regnete es nicht mehr. Es war wärmer geworden. Das wurde auch Zeit, schließlich zählte man schon Mai.

Bill pflanzte sich hinter das Lenkrad, startete und stellte einmal die Wischer an, damit sie die Scheibe von den Tropfen befreiten. Es war schwül geworden, die Innenscheiben beschlugen, Bill mußte das Gebläse einschalten.

Er ließ erst noch zwei Wagen vorbei, bevor er sich einordnete und auf die Museum Street fuhr, die in die Oxford Street mündet. Bis zu seiner Wohnung war es eine ziemlich weite Strecke. Er mußte fast quer durch London.

Auf der Oxford Street gab er mehr Gas und fuhr schneller, als es erlaubt war. Den Reporter trieb es nach Hause.

In Höhe des Hyde Parks bog er nach Süden ab und gelangte auf die breite Fulham Road.

Bis jetzt war alles glatt gelaufen, nichts geschah. Bill fuhr durch ein völlig normales nächtliches London.

Es kam ihm in den Sinn, Sheila anzurufen. Diesmal meldete sie sich sehr schnell.

Bill hielt den Hörer des Autotelefons am Ohr. »Alles klar bei dir?« fragte er.

»Ja.«

»Und Johnny?«

»Schläft.«

Bill atmete auf. Der Kleine war seine größte Sorge gewesen. »Es dauert nicht mehr lange, ich fahre bereits auf der Fulham Street. In einer Viertelstunde bin ich da.«

»Beeil dich.«

»Natürlich, Liebes.« Bill legte wieder auf und wählte Sinclairs Nummer. Vielleicht wußte er mehr, denn mit genauen Fakten hatte Sheila ja nicht dienen können.

Es meldete sich niemand.

Bill gab nicht auf und ließ nebenan bei Suko klingeln. Dort wurde abgehoben, allerdings von Shao.

Sie konnte dem Reporter auch nicht viel sagen. Nur soviel, daß es wohl um einen Ausbrecher ging.

Bill überholte ein Taxi. »Weißt du den Namen?«

»Ja, Wozny.«

Damit konnte der Reporter erst nach einigem Nachdenken etwas anfangen Ein Wozny war als Frauenwürger gejagt und auch gefaßt worden. Aber der hätte normalerweise hinter Gittern sitzen müssen. Wenn das nicht der Fall war, dann hatte er einen erfolgreichen Ausbruchversuch gestartet.

»Ich danke dir«, sagte Bill, wünschte noch eine »Gute Nacht« und legte auf.

Inzwischen näherte er sich dem Viertel, wo auch sein Bungalow stand. Es war eine ruhige Wohn- und Villengegend, abseits des großen Verkehrslärms. Hier waren die Straßen noch schmal, und auf den Gehsteigen wuchsen hohe, alte Bäume.

Bill gelangte an eine Kreuzung, achtete die Vorfahrt und bog dann nach rechts ab, um in die Straße zu gelangen, wo auch er mit seiner Familie wohnte.

Der Belag war noch naß. Er glänzte, wenn er vom Lichtteppich der Scheinwerfer getroffen wurde. Durch die Schwüle hatten sich Nebelschwaden gebildet. Sie krochen aus den Gullys oder bewegten sich als wallende Gebilde dicht über der Straße, die leer und ausgestorben vor dem Reporter lag.

Es parkten auch keine Wagen auf den Gehsteigen, die Menschen, die hier wohnten, hatten ihre Garagen.

Der Reporter befand sich nur noch wenige hundert Yards von seiner Wohnung entfernt, als es geschah. Das Ereignis traf ihn unvorbereitet, weil Bill nicht mehr mit einer Gefahr gerechnet hatte.

Auf einmal stand die Gestalt vor ihm auf der Straße. In Bruchteilen von Sekunden nahm der Reporter die Einzelheiten wahr. Er sah den massigen, untersetzten Mann, der sich breitbeinig aufgebaut hatte. Seine Beine wurden bis zu den Knien vom Dunst umschwängert.

Fahren oder bremsen? Bill trat das Bremspedal.

Das griffige Profil der breiten Pneus packte sofort. Der Wagen rutschte zwar wegen der Nässe, er blieb allerdings in der Spur und stand.

Bill spürte noch den Aufprall an der Stoßstange — es war ein kurzer, heftiger Ruck —, aber passiert war dem Mann nichts. Er ging nur zwei Schritte zurück und blieb stehen.

Bill zögerte. Sollte er aussteigen oder den Kerl umrunden und zu seinem Haus fahren?

Nur wenige Yards war der Reporter noch von seinem Haus entfernt.

Aber wenn er zum Haus fuhr und der Kerl etwas von ihm wollte, würde er auch Sheila und den Kleinen in Gefahr bringen. Deshalb entschied Bill sich dafür, auszusteigen.

Und er war sicher, daß er in dieser Gestalt den Ausbrecher Erwin Wozny vor sich hatte.

Etwas mulmig wurde ihm doch zumute, als er den Wagenschlag öffnete. Dabei tastete er nach seiner Pistole. Zum Glück hatte er die Silberkugel-Beretta mitgenommen. Er lief nicht mehr ohne. Seit dem letzten Fall, wo ihm John mit einer Waffe aushelfen mußte, schleppte Bill die Beretta lieber mit sich.

Der andere rührte sich nicht. Steif wie ein Brett stand er da und schaute Bill entgegen.

Der Reporter blieb stehen. Ein Schritt trennte ihn noch von dem Mann. Jetzt sah Bill auch die grobe Anstaltskleidung, die der Kerl trug, und somit waren seine letzten Zweifel beseitigt.

»Erwin Wozny«, sagte er.

»Ja. Du kennst mich?«

»Und ob. Schließlich hast du als Frauenmörder eine traurige Berühmtheit erlangt.«

Wozny lachte. »Das stimmt in der Tat. Aber ich habe nicht nur Frauen erwürgt, ich werde mich auch weiterhin rächen. Nur bin ich jetzt stärker als früher.«

»Willst du mich töten?« fragte Bill.

»Ja.«

»Und warum?«

»Weil sie es so befiehlt. Erst wenn ich euch ausgerottet habe, kann ich meinen wahren Racheauftrag durchführen. Asmodina ist die Tochter des Teufels. Sie allein hat mir die Kraft gegeben, damit ihr durch Desteros und meine Hand sterben könnt.«

Die ganze Szene kam Bill wie ein schlechter Horrorwitz vor. Da stand er auf der Straße, wo rechts und links Häuser lagen, und man teilte ihm seine Ermordung mit.

Was sollte er tun?

Um Hilfe schreien? Wer würde kommen? Vielleicht Sheila! Aber er durfte keine anderen in Gefahr bringen.

»Was hast du noch vor?« wollte Bill wissen.

»Wenn ich dich getötet habe, sind die anderen an der Reihe. Dieser Sinclair, deine Frau, dein Sohn, der Chinese. Ich will die Clique um John Sinclair ausrotten. Auch diese Detektivin soll daran glauben. Meine Hand wird sie töten.«

Unwillkürlich schaute Bill auf die Hände des Mannes. Das heißt, er wollte darauf schauen, aber er sah weder Hände noch Arme. Wozny hielt sie hinter seinem Rücken versteckt.

Doch dieser Würger sollte sich geirrt haben. So leicht war Bill Conolly nun doch nicht umzubringen, und so einfach wollte er es dem anderen auch nicht machen.

Der Reporter zog seine Pistole.

Im ersten Moment zuckte der Würger zusammen, dann jedoch lachte er. »Die Waffe schreckt mich nicht.«

Bill ließ sich von den Worten nicht beeindrucken. »Aus dem Weg!« befahl er scharf.

Das tat der andere nicht. Dafür reagierte er. Sein Arm tauchte hinter dem Rücken hervor, und plötzlich wurden Bills Augen groß. Dieser Arm war nur ein Stumpf, er besaß überhaupt keine Hand. Es war alles nur Bluff gewesen.

Bill starrte auf diesen halben Arm. Erwin Wozny hielt ihn so, daß der Reporter genau die Schnittstelle erkeimen konnte, wo kein Blut aus der Wunde drang. Sie war aber noch nicht verheilt.

Am linken Arm war keine Verletzung festzustellen. Die normale Hand mit den fünf Fingern war vielleicht etwas größer als die eines Erwachsenen. Man sah, daß Wozny zupacken konnte, und das hatte er hinlänglich bewiesen.

Bill war durcheinander, denn damit hatte er nicht gerechnet. Shao hatte etwas von einer würgenden Hand gesagt, in einem schwarzen Handschuh steckend, und mit einem Ring versehen, der das Gesicht der Asmodina zeigte.

Und ein Diener der Teufelstochter war dieser Mann, das hatte er Bill deutlich genug zu verstehen gegeben.

Plötzlich lachte Wozny. Er öffnete den Mund und stieß teils laute,

teils kichernde Töne aus, dabei schaute er an Bill vorbei. Der Reporter stand so nahe, daß er in die Augen des Mannes blicken konnte. Und darin sah er so etwas wie Triumph aufflackern.

Triumph — worüber?

Bill wußte es nicht, aber sein sechster Sinn schlug Alarm. Sogar höchsten Alarm.

Er wirbelte herum. Und da sah er die Hand!

Sie schwebte über dem flachen Porsche. Die fünf Finger waren gespreizt, der Ring mit Asmodinas Antlitz glänzte matt, und der Handschuh steckte über der Haut.

Sie wollte töten!

Jetzt wurde dem Reporter vieles klar. Er begriff in diesen schrecklichen Sekunden, daß die Würgehand und Wozny zwar zusammengehörten und quasi eine Einheit bildeten, ihm war aber auch klar, daß sie sich trennen konnten und jeder für sich agierte.

Ein teuflisches Tandem!

Wozny griff zuerst an.

Bill spürte seinen heißen Atem im Nacken, wollte sich abermals herumwerfen, als ihn der Schlag voll in den Rücken traf: Der Reporter wurde nach vorn geschleudert und knallte wuchtig auf die Kühlerhaube seines Wagens.

***

Ich hatte mich mit Sir James Powell in Verbindung gesetzt. Der Superintendent war noch nicht zu Bett gegangen und hatte mir erklärt, daß die sich in Gefahr befindlichen Personen von ihm persönlich gewarnt worden waren.

Der Richter, der zweite Staatsanwalt, die Geschworenen, sie alle hatten Bescheid bekommen, und sie waren auch zu erreichen gewesen, bis eben auf Dr. Marion Savallo.

Sie hatte nicht mehr abheben können.

Einigermaßen beruhigt legte ich den Hörer auf. Suko und ich saßen in meiner Wohnung zusammen und sprachen den Fall abermals durch. Neues hatte sich insofern ergeben, als daß Shao einen Anruf von Bill Conolly erhalten hatte, weil er genau wissen wollte, was geschehen war und sich nicht auf Sheilas dürftige Informationen verließ.

Bill, Sheila, Johnny, Suko, vielleicht auch Jane und ich. Wir befanden uns in Gefahr. Der unheimliche Würger konnte überall erscheinen und blitzschnell zuschlagen, ohne daß wir uns vorbereitet hatten. Mit Waffen waren wir eingedeckt. Ich hatte sogar mein Schwert aus dem Schrank geholt, denn wenn ich auf Desteros Würgehand traf, wollte ich gewappnet sein.

»Ruf doch mal, bei Bill an«, sagte Suko.

Den Gedanken hatte ich auch gehabt, nahm den Hörer auf und

wählte die Nummer.
Sheila hob sofort ab.
»John hier«, sagte ich. »Ist Bill inzwischen da?«
»Nein, John.« Ihre Stimme flatterte.
Ich biß mir auf die Lippe. Verdammt, das paßte mir gar nicht in den Kram.
»John? Du sagst nichts.«
»Ich denke nur nach.« Dabei versuchte ich, meiner Stimme einen möglichst beruhigenden Klang zu geben, was mir allerdings sehr schwerfiel.
»Wann hat Bill angerufen?«
»Das war so nach 23 Uhr.« Sheila holte tief Luft. »Er hatte dann noch von der Fulham Road aus telefoniert und mich beruhigt. Er wollte 15 Minuten nach dem Anruf bei mir sein. Bisher ist er nicht eingetroffen.«
Was sollten wir tun? Ich mußte mich innerhalb von Sekunden entscheiden und tat es.
»Wir kommen zu dir, Sheila!«
»Danke.«
Fast wütend warf ich den Hörer auf die Gabel. Suko stand schon an der Tür. Er hatte das Schwert gepackt und hielt es hoch.
Ich nickte. »Und ob wir es mitnehmen«, sagte ich und rannte aus der Wohnung.
Wieder waren meine Berechnungen falsch. Ich hatte angenommen, daß sich dieser Wozny zuerst auf mich stürzen würde, aber er machte es wesentlich geschickter, attackierte erst meine Freunde, hetzte mich umher, um dann zustoßen zu können.
Eine wirklich hinterhältige und raffinierte Taktik.
Der Bentley stand in der Garage. Mit quietschenden Pneus jagte ich die Anfahrt hoch.
Wieder wurde es ein Wettlauf mit der Zeit…

***

Bill spürte den Schlag bis in alle Knochen, als er auf den Wagen prallte. Zudem knallte er noch mit dem Kinn auf das Blech, so daß seine Zähne aufeinanderschlugen.
Aber er gab nicht auf.
Bill Conolly wußte genau, daß es für ihn tödlich sein konnte, wenn er jetzt nur eine Sekunde länger auf der Motorhaube liegenblieb. Deshalb rollte er sich zur Seite, nach rechts weg, so daß er von der Motorhaube kippte und auf den nassen Asphalt fiel.
Es war sein Glück, daß er so reagiert hatte, denn der nächste Hieb verfehlte ihn. Und auch die Hand packte nicht zu schnell zu. Die Finger schlossen sich zwar, griffen jedoch ins Leere.
Bill rollte ein paarmal um die eigene Achse. Krampfhaft hielt er dabei

die Beretta fest, die einzige Waffe, die ihm zur Verfügung stand.
Bill schoß.
Zweimal drückte er ab. Leider befand er sich zu sehr in der Bewegung, so daß beide Kugeln fehlten und in einen Baumstamm hieben.
Wozny duckte sich.
Darm setzte er zu einem gewaltigen Sprung an.
Bill sah den Schatten, warf sich auf den Rücken, winkelte die Beine an und schnellte sie wieder vor.
Erwin Wozny schaffte es nicht, seine Flugrichtung zu ändern. Voll bekam er die Sohlen in den Leib, gurgelte auf, wurde zurückgestoßen und knallte zu Boden.
Bill sprang auf.
Bisher hatten die Schüsse noch keinen alarmiert. Wenn sie gehört worden waren, hielt man sie vielleicht für Fehlzündungen, und so mußte der Reporter allein kämpfen.
Er huschte auf die andere Seite zu, die jetzt näher lag. Bill wollte hinter einem Baumstamm Deckung suchen. Er hätte es fast geschafft, doch die Hand war schneller.
Die Finger hatten sich zur Faust geballt und hieben wuchtig in Bills Rücken. Der Reporter wurde nach vorn geschleudert und krachte gegen den Stamm. Mit dem Gesicht streifte er die Rinde und spürte den heißen Schmerz.
Er warf sich herum.
Zu spät.
Der Reporter schaffte es nicht mehr, hinter den Stemm zu gelangen, die Hand war da —und griff zu.
Sie wuchtete gegen Bills Kehle, dessen Kopf zurückprellte und abermals mit dem Baumstamm Bekanntschaft machte. Diesmal war es der hintere Teil, und vor Bills Augen leuchteten Sterne auf. Er wurde allerdings nicht bewußtlos, sondern bekam klar und deutlich mit, was mit ihm geschehen sollte.
Die Hand wollte ihn erwürgen! Hart drückte sie seine Kehle zu, und Bill, der versuchte, Luft zu bekommen, hatte das Gefühl, als gäbe es überhaupt keinen Sauerstoff mehr. Er würgte nur noch und gurgelte auf. Hinter der frei in der Luft schwebenden Mörderhand sah er Erwin Wozny.
Der Ausbrecher stand dort und lachte. Er sah aus wie ein teuflischer Joker, so sehr freute er sich.
Aber Bill gab nicht auf. Er kämpfte, obwohl er keine Luft mehr bekam. Beide Arme schleuderte er nach oben, preßte die Mündung der Beretta gegen die Hand und drückte ab.
Die Kugel hieb in die Klaue. Bill spürte auch den Ruck, aber die fünf behandschuhten Finger lösten sich nicht von seiner Kehle. Im

Gegenteil, der Druck wurde stärker.

Und er hörte die Stimme. Nicht die von Erwin Wozny, sondern Asmodinas Organ. Sie sprang aus dem Ring zu ihm. Die flüsternden Worte drangen wie Hammerschläge an Bills Ohren.

»So wird es sein, Bill Conolly. So und nicht anders. Du sollst erleben, wie man stirbt. Langsam und sicher werde ich dich in Desteros Namen zu Tode quälen. Du hättest ihn mir nicht nehmen sollen, du nicht, verdammter Bastard!« über Bills Lippen drangen undefinierbare Laute. Speichel sprühte vor seinem Mund. Er versuchte mit seiner freien Hand das kurze Gelenk der Klaue zu umfassen, aber er hatte nicht mehr die Kraft dazu. Auf halber Höhe fiel sein Arm nach unten.

Bill schaffte es nicht.

Vor seinen Augen verschwammen die Gegenstände zu einem faserigen Grau, in das sich jedoch erste bunte Farben mischten. Es waren die Zeichen einer nahenden Bewußtlosigkeit, der dann alles vernichtende Tod würde folgen.

Die Kräfte des Reporters erlahmten.

Er kam gegen den Druck nicht an. Seine Kehle wurde zusammengepreßt, die Lungen drohten ihm zu platzen, und dann ging die Welt für ihn in einem gleißenden hellen Schein unter. Bill merkte nicht mehr, wie seine Knie nachgaben und er in dem brutalen Würgegriff zusammensackte.

***

»Du fährst wie ein Irrer!«

Zweimal bereits hatte Suko mir diesen Satz gesagt. Es war mir egal, und es interessierte mich auch nicht, wie, viele Male ich aufgeschrieben wurde, ich wollte nur so schnell wie möglich an unser Ziel gelangen.

Bill schwebte in höchster Gefahr!

Für mich gab es keine andere Alternative. Wenn man alles zusammenzählte, mußte es so sein. Und ich wollte alles versuchen, um ihn zu retten.

Er hätte an meiner Stelle das gleiche getan.

Auch wir rasten über die Fulham Road, mußten noch über die Themse, deren Wasser schwarz schimmerte und bis zur Flußmitte vom schwachen Widerschein einer in der Nähe liegenden Industrieanlage angeleuchtet wurde.

Weiter — und schneller.

Im Londoner Süden bewohnten die Conollys einen prächtigen Bungalow, in dem wir so manches Fest gefeiert hatten.

Sollte das alles nicht mehr stattfinden?

Das Hemd klebte mir am Rücken. So konzentriert fuhr ich. Salzig lag auch der Schweiß auf meiner Stirn und bedeckte als glänzende Schicht

die Oberlippe.

Endlich hatten wir die Gegend erreicht, wo auch Bill seinen Bungalow bewohnte.

Ruhige Straßen, kaum parkende Autos, kein Mensch zu sehen. Nur in wenigen Häusern brannte noch Licht.

Ich jagte auf eine Kreuzung zu. Kein Wagen kam mir entgegen. Blinker — dann rechts herum.

Die Straße.

Fernlicht!

Die gleißenden Scheinwerferaugen schleuderten ihre blendende Helligkeit in die Straße hinein, und sie trafen einen mitten auf der Fahrbahn stehenden Wagen.

Einen Porsche!

»Da!« schrie Suko und deutete nach links.

Ich sah es im gleichen Augenblick und bremste. Das Streulicht der voll aufgeblendeten Scheinwerfer riß konturenscharf jede Einzelheit aus der Dunkelheit.

Mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gepreßt, stand Bill Conolly. Er hing im Griff der würgenden Klaue, die sich wie eine alte Garotte um seine Kehle gepreßt hatte. Als ich aus dem Bentley schnellte, sackte der Reporter soeben in die Knie.

Suko verließ den Wagen auf der anderen Seite. Wie euch ich hatte er die Szene förmlich in sich aufgesaugt, und er sah auch den Ausbrecher Erwin Wozny.

Der stand neben dem Porsche, hatte aber jetzt den Kopf gedreht und schaute Suko, durch das grelle Licht geblendet, entgegen. Er hob seinen linken Arm, um die Augen zu schützen.

Der Chinese kam aus der Helligkeit. Da ihn der andere nicht unmittelbar bedrohte, ließ Suko seine Waffe stecken und griff ihn mit den Fäusten an.

An das Schwert hatte Suko nicht mehr gedacht, und ich auch nicht, denn für uns beide ging es wirklich um jede Sekunde.

Suko ging voll in den Mann hinein. Seine rechte Handkante säbelte durch die Luft, und traf die Brust des Ausbrechers.

Wozny fiel zurück. Er stierte den Chinesen an, setzte sich auf seinen Allerwertesten und kippte ganz langsam nach hinten. Die Arme und Beine ausgestreckt, blieb er liegen und rührte sich nicht mehr. Sukos Hieb hatte ihm alle Kraft genommen.

Der Chinese nickte und wandte sich um.

Ich hatte inzwischen meinen Freund Bill erreicht. Und auch die verdammte Hand, die sich um Bills Kehle geklammert hatte. Während des Laufens hatte ich das Kreuz hervorgeholt. Damit wollte ich zuschlagen.

Asmodina jedoch merkte es.

Nicht umsonst war ihr Gesicht auf dem Stein abgebildet. Sie sah, fühlte und reagierte.

Bevor ich noch zuschlagen konnte, löste sich die Hand von Bill Conollys Kehle und wischte davon. Ich konnte meinen raschen Lauf so schnell nicht mehr abbremsen und prallte ebenfalls gegen den Baum, während Bill in sich zusammensackte.

Sofort kreiselte ich herum Noch hielt ich das Kreuz fest, und damit würde ich die würgende Klaue zerstören können.

Doch sie war weg!

Mein Blick irrte in die Runde. Dann mußte ich die Augen schließen, weil mich das Fernlicht des Bentley blendete.

Dafür hörte ich Sukos Schrei.

»John, sie ist am Wagen!«

Der Chinese rannte los, und auch mich hielt hier nichts mehr an meinem Platz.

Gemeinsam erreichten wir den Bentley, und beide sahen wir, daß wir zu spät gekommen waren.

Desteros Klaue - von Asmodina geführt - hatte bereits reagiert. Sie war in den Wagen getaucht und hatte sich das genommen, mit dem ich sie eigentlich vernichten wollte.

Desteros Schwert!

Ich hätte heulen können vor Wut. So hatte uns die verfluchte Hand doch noch überlistet.

Suko tauchte in den Wagen und schaltete das Licht aus. Die Helligkeit verschwand, nur noch die Scheinwerfer des Porsche brannten, und in dem Licht sahen wir auch die Hand mit dem Schwert Sie schwebte hoch über unseren Köpfen! Alle fünf Finger hatten sich um den Griff des Schwerts geklammert und hielten die Waffe so fest, als wollten sie sie nie mehr loslassen.

Einem ersten Impuls folgend, wollte ich meine Waffe ziehen und schießen, dann ließ ich es bleiben. Es wäre nur Munitionsverschwendung gewesen. Auch wenn ich traf, mit Silberkugeln war der Teufelstochter nicht beizukommen.

Statt dessen standen wir da und beobachteten die Hand.

Zusammen mit dem Schwert wischte sie durch die Luft, ihrem neuen Ziel zu.

Wozny!

Der Mann, der von Suko niedergeschlagen worden war, erhob sich, als wäre nichts gewesen, und bevor wir noch reagieren konnten, preßte sich die Hand mit dem Schwert gegen seinen rechten Arm und vervollständigte seinen Körper.

Ein gellendes, hämisches Lachen schallte uns entgegen, und im nächsten Augenblick war die Gestalt verschwunden.

Weg - aufgelöst…

Wir standen da wie die Ölgötzen.
»Verdammt, verdammt!« flüsterte Suko. »Kannst du das begreifen, John?«
Ich schüttelte den Kopf. Im gleichen Moment fiel mir der Reporter ein. »Mein Gott, Bill!« rief ich und rannte schon los. In der letzten Aufregung hatte ich ihn ganz vergessen.
Der Reporter lag halb im Rinnstein. Als ich neben ihm niederkniete, sah ich in ein bleiches hohlwangiges Gesicht, und ein furchtbarer Verdacht keimte in mir hoch.
Ich fühlte nach dem Puls.
Nichts…
War Bill tot?
»Laß mich mal«, sagte Suko, der gemerkt hatte, was los war. Er schob mich zur Seite. Ich war viel zu aufgeregt. Der Chinese ging in die Knie, fühlte, konzentrierte sich und nickte dann.
»Er schlägt. Zwar schwach, aber immerhin…«
Mir fiel wirklich eine Zentnerlast von der Seele. Für einen Moment wurde mir regelrecht schwindlig. Die Raserei hatte sich also doch noch gelohnt. Wir waren rechtzeitig eingetroffen, und Bill Conolly lebte.
Ich hörte schnelle Schritte und drehte den Kopf Eine Gestalt mit hellen, wehenden Haaren lief quer über die Straße auf uns zu.
Sheila!
Sie war völlig außer Atem, als ich sie abfing, aber so drehte, daß sie Bill nicht sehen konnte.
»Ich… ich hörte Schüsse!« keuchte sie. »Was ist geschehen? Wo ist Bill?«
»Er lebt.«
Sie warf den Kopf zurück. »Wo ist er?«
»Ruhig, Sheila, bitte sei ruhig.« Ich führte sie ein Stück zur Seite, und auch Suko machte Platz.
»Bill!« Sheila schrie den Namen ihres Mannes und wollte sich auf den Reporter werfen, aber ich hielt sie hart fest.
»Nicht, wir müssen ihn erst ins Haus tragen.«
»Aber warum? Was ist…«
»Erzähle ich dir alles, wenn wir drin sind. Komm jetzt.«
Sheila nickte und schaute zu, wie Suko ihren Mann hochhob, als wäre er leicht wie eine Puppe.
Sheila ging neben ihm her, während Suko den Reporter ins Haus schaffte.
Ich aber mußte die beiden Wagen von der Straße fahren, da sie sonst den Verkehr blockierten. Hier kam zwar selten jemand her, aber ein Hindernis durfte trotzdem nicht auf der Fahrbahn stehen.
Den Bentley rangierte ich zwischen zwei Bäume und ließ ihn dort

stehen. Mit dem Porsche fuhr ich die Einfahrt hoch und überholte auch Shao, Bill und Suko.

Vor der Haustür wartete ich.

Sheila hatte nicht abgeschlossen. Sie stieß die Tür auf und ließ uns den Vortritt.

Suko ging zuerst. Er atmete kaum schneller, trotz der schweren Last, die auf seinen Armen lag.

»Bring ihn in das Schlafzimmer«, bat Sheila und lief an uns vorbei.

Ich schloß die Haustür. Wir hatten einen Teilsieg errungen, mehr nicht. Wichtig war erst einmal, daß wir Bill Conolly vor einem grausamen Schicksal bewahrt hatten. Wären wir ein paar Sekunden später gekommen, hätten wir es nicht geschafft.

In der offenen Schlafzimmertür blieb ich stehen. Suko hatte den Reporter aufs Bett gelegt, hockte neben ihm und massierte seinen Brustkasten.

Sheila stand. Sie schaute in das Gesicht ihres Mannes, das allmählich wieder etwas Färbe annahm. Deutlich waren auch die Würgemale an Bills Hals zu erkennen. Sie würden im Laufe der Zeit verschwinden.

Zehn Minuten beschäftigte sich Suko mit dem Reporter. Er berührte bestimmte Stellen und forderte somit die Atmung.

Schließlich hob und senkte sich der Brustkorb des Reporters. Suko stand auf. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. »Es war wirklich im letzten Moment«, sagte er und seine Stimme klang rauh. »Soll ich euch etwas sagen?«

Ich nickte.

»Einen Pulsschlag habe ich auch nicht gefühlt.«

Ich schloß die Augen. Verdammt, das war wirklich hart gewesen. Sheila schluchzte auf.

»Und wie hast du es geschafft?« fragte ich leise.

»Ich kenne da einige Tricks aus meiner Heimat«, erklärte Suko. »Sie haben auch hier gewirkt.«

Sheila schaute den Chinesen dankbar an, setzte sich dann auf die Bettkante und streichelte das Gesicht ihres bewußtlosen Mannes, das langsam wieder Farbe annahm.

Nur die Abdrücke am Hals waren noch nicht zurückgegangen. Nach wie vor stachen sie dunkelrot von der Haut ab. Auch die Umrisse des Rings waren zu sehen.

»Sollen wir Bill hier liegen lassen?« fragte ich.

»Ihr könnt ihn auch in den Wohnraum bringen«, schlug Sheila vor. Dabei schaute sie Suko an, ob der nichts dagegen hatte, doch der Chinese nickte nur.

Diesmal faßte ich mit an. Wir betteten den Reporter auf die große Couch im Living-room.

Ich kannte mich hier aus und holte für Suko und mich einen Drink.

Sheila wollte nichts.

Während wir tranken, schaute sie auf ihren Mann, der plötzlich die Augen aufschlug. Das geschah auch für uns unerwartet. Sheila stieß sogar einen leisen Schrei aus.

Dann mußte ich lachen, denn Bill versuchte zu sprechen. Es klappte nicht. Er produzierte nur krächzende Laute, die mit einem normalen Reden nichts zu tun hatten.

Ich wußte, was ihm fehlte, setzte das Glas mit Saft an seine Lippen und ließ ihn trinken.

Bill schluckte, verdrehte dabei die Augen und schaute mich schielend an.

Ich nahm das Glas von seinen Lippen und setzte es auf den Tisch. »Wie geht es dir?«

Bill sprach mit einer Stimme, die sich wie die eines Heiseren anhörte. »Daß ich nicht im Himmel bin, war in dem Moment klar, als ich dein Gesicht sah, John. Du kämst nicht durch die Kontrolle.« Er grinste flatterhaft »Verdammt, was ist passiert?«

»Erinnerst du dich nicht?« fragte ich ihn.

»Nur schwer. Da erschien plötzlich eine Gestalt auf der Straße…«

Bill runzelte die Stirn. »Ich stieg aus, denn der Kerl stand mir im Weg.«

»Und?«

Der Reporter überlegte weiter. »Da war da plötzlich die Hand. Ich hatte hinter dem Baum Deckung suchen wollen, schaffte es nicht mehr.« Bill tastete zu seiner Kehle hoch.

»Verdammt, hatte die eine Kraft, da kam kein Mensch gegen an.«

Ich nickte. »Es war Asmodinas Klaue. Für mich ist es ein Wunder, daß wir dich noch gerettet haben. Du warst nämlich schon klinisch tot. Wäre Suko nicht gewesen…« Ich hob die Schultern, »also ich hätte dich nicht so hingekriegt.«

»Ehrlich?« fragte Bill.

Suko winkte ab. »Er übertreibt.«

Bill schaute Sheila an, die sich zu ihm hinunterbeugte und ihre Wange gegen die des Mannes legte. »Er hat recht, Bill. Suko hat sehr viel für dich getan.«

Der Reporter wollte sich bedanken, doch Suko verließ das Zimmer. So etwas war ihm unangenehm.

Bill hatte noch immer Mühe beim Sprechen. Krächzend hustete er sich die Kehle frei, aber auch das nutzte nichts. »Wie geht es denn jetzt weiter?« keuchte er.

Ich hob die Schultern. »Ist das deine ganze Antwort?«

»Leider.«

»Nicht viel.«

»Weiß ich selbst.«

»Diese Hand gehört also zu Wozny«, stellte der Reporter fest. »Und Wozny ist ein Vertrauter der Teufelstochter. Habe ich das so richtig gesehen?«

»Du hast?«

»Wozny ist auf Rachetour. Mich hat er versucht, umzubringen. Wer ist der nächste?«

»Das fragen wir uns auch.«

»Du, John. Und auch Jane Collins ist in Gefahr«, erklärte Bill mit allem Ernst.

»Jane?« Ich war überrascht.

»Ja. Er hat es mir selbst gesagt. Wozny nahm sich die Zeit, noch mit mir zu reden. Er hat alle aus dem Sinclair-Team erwähnt. Jeden will er töten, auch die Frauen.«

»Und Johnny?« hauchte Sheila.

Bill schluckte. »Ihn sicherlich auch, wie ich diese Bestie kenne. Zudem kennt Asmodina keine Gnade. Ihr kommt es nicht darauf an, ob Frauen oder Kinder sterben. Wir haben ihr Destero weggenommen. Vielmehr John. Und dafür wird sie sich…« Bill konnte die nächsten Worte nicht mehr aussprechen, denn seine Stimme machte nicht mehr mit.

»Verhalte du dich ruhig«, sagte ich. »Wir kümmern uns schon um die Sache.«

»Mich wollt ihr wieder abschieben!« krächzte der Reporter.

»Du bleibst hier!« entschied Sheila. Wenn sie so redete, duldete sie keinen Widerspruch, das wußte auch ihr Mann, deshalb sagte er nichts mehr.

Mir ging nicht aus dem Kopf, daß Wozny in Bills Beisein auch Janes Namen erwähnt hatte. Obwohl es mitten in der Nacht war, entschloß ich mich sie anzurufen.

Es nahm niemand ab.

Achtmal ließ ich durchlauten.

»Jane ist nicht zu Hause«, sagte ich leise.

Sheila erschrak, bis Bill sagte: »Hat sie nicht erzählt, daß sie weg wollte?«

Da fiel es mir wieder ein. Klar, die blondhaarige Detektivin hatte in Paris zu tun. Dort trafen sich zahlreiche Kollegen aus Europa zu einem Meinungsaustausch, den Jane auf keinen Fall verpassen wollte. Damit war auch dieses Problem gelöst.

Ich atmete auf.

Suko kam zurück. »Ich habe mich draußen umgesehen«, erklärte er. »Keine Spur von Wozny.«

»Das kann ich mir denken«, sagte ich. »Die haben etwas anderes zu tun. Vielleicht feiern sie den Sieg.«

»Haben die denn schon gewonnen?« fragte der Chinese.

»Zumindest besitzen sie das Schwert.«
Darauf wußten weder Suko, Bill noch Sheila etwas zu erwidern. Asmodina hatte sich das zurückgeholt, was eigentlich ihrem Diener gehört hatte. Und wir waren die Blamierten.
Suko schlug auf seine offene linke Handfläche. »Wenn wir nur wüßten, wo wir diesen Wozny finden könnten«, schimpfte er. »Ich habe keine Idee. Du, John?«
»Vielleicht bei dem Richter oder den Geschworenen.«
»Hast du Sir James Bescheid gesagt?«
»Nein, aber das könnte ich tun.« Ich rief meinen direkten Vorgesetzten an.
Als Sir. James hörte, was uns widerfahren war, schwieg er für einen Moment. »Das ist wirklich ein harter Tobak«, gab er zu. »Sie haben das Schwert verloren.«
»Bin aber fest entschlossen, mir es zurückzuholen«, erwiderte ich.
»Das waren Sie bei dem Bumerang auch.«
Der Stich saß. Diese Waffe hatte mir mal Dr. Tod abgenommen, und sie befand sich noch immer in seinen Händen. »Der Bumerang war etwas anderes«, erwiderte ich, »denn Solo Morasso hält sich zurück. Wozny aber wird angreifen.«
»Bei den gefährdeten Personen hat er sich bisher nicht blicken lassen«, erklärte Sir James. »Ich hätte sonst Bescheid bekommen. Wir haben vor jedes Haus zwei Polizisten gestellt, die sofort melden, wenn etwas passiert. Bisher ist alles ruhig geblieben.«
»Dann weiß ich auch nicht mehr weiter«, murmelte ich.
»Lassen Sie sich etwas einfallen, Oberinspektor. Ich erwarte von Ihnen Erfolge.«
Wütend legte ich den Hörer auf. Die anderen sahen es meinem Gesicht an, wie der Fall gelaufen war.
Ich hob beide Hände. »Stellt jetzt keine Fragen. Ich ärgere mich sowieso schon genug.«
»Ist der Alte wieder sauer?« Suko grinste.
»Und wie.«
Da klingelte es.
Alle zuckten wir zusammen. Unwillkürlich griff ich zur Beretta.
»Wer kann das sein?« fragte Sheila.
»Wir können ja nachschauen«, erwiderte ich und war schon auf dem Weg zur Tür.
Suko blieb bei mir, er deckte mir den Rücken. Als ich öffnete, war die Überraschung perfekt.
»Ich glaube, ihr habt Schwierigkeiten«, sagte eine vertraute Stimme.
Sie gehörte Myxin, dem Magier!

***

Wozny, der Würger, materialisierte dort, wo er sicher sein konnte, daß sich um diese Zeit kein Mensch aufhielt.
Auf dem Friedhof.
Direkt neben der Leichenhalle stand er plötzlich und blickte sich um. Düsternis umgab ihn. Die Bäume und Büsche deckten ihn. Der Himmel war eine graue Fläche. Vereinzelt nur blitzte ein Stern. Auf den Blättern der Bäume und Büsche blitzten hin und wieder noch die Wassertropfen vom letzten Regen.
Vor ihm begann ein schmaler Weg, der zu den Gräberfeldern führte. Witternd blieb Wozny stehen. Er lauschte auch, konnte jedoch nichts erkennen. Außer den Toten befand sich niemand mehr auf dem Friedhof.
Der Würger senkte den Blick und schaute auf seine Hand. Dort glänzte der Ring mit Asmodinas Antlitz. Sie war es auch, die zuerst etwas sagte.
»Wir haben einen Teilsieg errungen«, erklärte sie. »Mehr nicht.«
»Dann bist du nicht zufrieden?« fragte Wozny.
»Nein, überhaupt nicht.«
»Aber wir haben das Schwert.«
»Das ist auch alles. Dieser Conolly lebt und John Sinclair ebenfalls. Es hätte anders laufen können und auch müssen.«
»Sie waren eben zu schnell.«
»Das weiß ich selbst«, erwiderte Asmodina unwillig. Deshalb werde ich auch jetzt anders vorgehen.
»Und wie?«
Da lachte die Teufelstochter. »Ich habe bewußt dafür gesorgt, daß du dich hier auf dem Friedhof materialisierst, denn hier liegt jemand begraben, den du gut kennst.«
»Wer ist es?«
»Dein letztes Opfer.«
Wozny zuckte zusammen. Er duckte sich regelrecht und zischte durch den Mund.
»Hast du Angst?« höhnte die Teufelstochter.
»Nein, aber ich weiß nicht, was das mit meiner Rache zu tun haben soll?«
»Das wirst du gleich sehen. Erinnere dich mal an den Namen der Toten. Weißt du noch, wie sie hieß?«
»Ja, Diana Dickson.«
»Richtig. So nannte sie sich. Eigentlich hätte ich dich töten müssen, denn diese Frau gehörte mir.«
»Wie meinst du das?«
»Du hättest viele andere töten können, aber nicht sie, denn Diana befaßte sich mit Schwarzer Magie. Sie wollte unbedingt eine Hexe werden und hat auch einem kleinen Zirkel angehört. Bevor es jedoch

soweit war, kamst du und hast sie erwürgt. Sie besaß damals noch keine magischen Kräfte, sonst wäre dir das nie gelungen. Nun brauchen wir ihre Hilfe.«

»Aber sie ist tot.«

»Wirklich?«

Als Asmodina dieses Wort sagte, da zweifelte Erwin Wozny fast an seinem Verstand.

»Dann habe ich sie nicht getötet?« flüsterte er.

»Doch, aber sie wird wieder leben. Ich weiß, daß sich die anderen aus dem Zirkel in dieser Nacht versammeln. Sie wollen versuchen, sie zu beschwören. Sollen Sie, denn dann werden sie ihr blaues Wunder erleben.« Asmodina lachte. »Komm jetzt mit.«

Erwin Wozny war wie vor den Kopf geschlagen. Was die Teufelstochter da sagte, klang für ihn unglaublich, aber er widersprach nicht, sondern folgte seiner Herrin. Allerdings nicht auf dem Fuße, sondern er richtete sich nach ihren Anweisungen, die dem Würger aus dem Gesicht im Ring entgegenschallten.

Der Weg führte von der Leichenhalle weg über den menschenleeren Totenacker. Sie gingen unter den ausladenden Ästen alter Bäume her, passierten eine Reihe schlanker Pappeln und bogen nach links ab in einen schmalen, von einer Hecke flankierten Weg, der dort endete, wo sich das freiliegende Gräberfeld befand.

Jenseits des Areals führte eine Straße vorbei. Hin und wieder nur huschte ein Wagen über die Fahrbahn. Dann tauchten helle Augen auf, die rasch wieder verschwanden.

Das Grab Diana Dickson war schnell gefunden. Es lag in der Nähe eines Wasserbeckens.

Der rostige Hahn war undicht. Jeder Tropfen klatschte mit einem pitschenden Geräusch auf die Wasseroberfläche.

Wozny, der Würger, hielt das Schwert des Dämonenhenkers Destero in der rechten Hand.

Es kam ihm so vor, als hätte er es immer getragen, und er wollte es auch nie wieder abgeben. Öfter schaute er auf die Klinge. In der Dunkelheit leuchtete das Gesicht der Teufelstochter noch stärker als am Tage.

Ein paar Schritte mußte Erwin Wozny noch gehen, dann stand er vor dem Grab der Ermordeten.

Kein Kreuz zierte es. Um ihre Beerdigung hatte sich kaum jemand gekümmert.

Verwandte waren nicht mehr vorhanden, und das von der Kirche gespendete einfache Fichtenkreuz hatte jemand aus der Erde gerissen und weggeworfen.

Zudem sah das Grab ungepflegt aus. Die lehmige Erde war eingefallen. Blumen gab es nicht und kein Stein markierte die

Randbefestigung.

Ein wenig seltsam war Wozny schon zumute, schließlich stand er vor dem Grab einer von ihm ermordeten Person, aber Asmodinas Einfluß zerstörte seine Bedenken.

Es war still auf dem Totenacker. Nur ein leichter Nachtwind fuhr über den Friedhof und brachte den Geruch der nassen Sträucher mit.

»Sie ist tot und wird leben!« hörte Erwin Wozny die flüsternde Stimme der Teufelstochter. »Diese Nacht ist für die Schwarze Magie wie geschaffen. Mein Geist und mein Einfluß wird in die feuchte Erde hineindringen und die Tote wieder erwecken. Nimm das Schwert und zeichne damit ein großes A in die Erde.«

Erwin Wozny gehorchte. Er ging noch einen Schritt vor, stieß die Spitze in den noch feuchten Lehm und zeichnete den von Asmodina geforderten Buchstaben.

Die Schwertspitze wühlte die Erde auf. Deutlich war das A jetzt zu erkennen.

»Gut«, sagte die Teufelstochter. »Und nun tritt zurück.«

Auch das tat Wozny. Seine Blicke konnte er allerdings nicht von dem Grab abwenden. Er war gespannt, ob Asmodina es wirklich schaffen würde, die Tote wieder aus der kalten Erde zu holen. Schließlich lag sie sehr lange in ihrem Grab.

Und wie würde sie aussehen?

Die Beschwörung begann.

Erwin Wozny spürte die magische Kraft der Teufelstochter. Seine Hand begann zu vibrieren, als würde jemand Strom hindurchleiten. Es waren nur die schwarzmagischen Strahlen, die der Ring ausströmte und die nun das Grab trafen.

Und auch das A.

Plötzlich flammte der Buchstabe in einem kalten violetten Licht auf, über das sich noch ein hellerer Schleier legte. Dieses Licht wurde so intensiv, daß es bis in die Tiefe des Grabs vordrang und die undurchdringliche Erde durchsichtig wie Glas werden ließ.

Erwin Wozny konnte in das Grab hineinschauen.

Er beugte sich vor, seine Augen wurden groß, und was er sah, hätte einen normalen Menschen zum Wahnsinn getrieben.

Nicht ihn, denn er stand voll unter dem bösen Einfluß der Teufelstochter.

Der Sarg bestand nur noch aus Fragmenten. Und zwischen ihnen, da lag sie, die Tote, Woznys Opfer.

Diana Dickson!

Doch wie sah sie aus! Diese ehemals hübsche Frau bot ein Bild des Schreckens, denn die Verwesung war bereits sehr weit fortgeschritten.

Sie lag zwischen den fauligen Trümmern der Totenkiste. Da sie sich in der Rückenlage befand, konnte Wozny auch ihr Gesicht erkennen.

Das Fleisch war zum größten Teil schon verwest. Nur am Kinn sah der Mann noch die stockige Haut, die sich ebenfalls im Stadium der Auflösung befand. Bleich schimmerten die Knochen, und in den leeren Augenhöhlen hatte sich Lehm festgesetzt, in dem kleines Getier krabbelte.

Vom Totenhemd existierten nur Fetzen, die an dem Gebein klebten. Die Hände lagen noch über der Brust, die Skelettzehen wiesen nach oben, nichts hatte sich in der Lage der Toten seit der Beerdigung verändert.

Und jetzt sollte sie geweckt werden.

Erwin Wozny schluckte. Ohne Asmodinas Beisein wäre er, der brutale Würger, weggerannt, so aber blieb er stehen und löste seinen Blick nicht von der makaber aussehenden Gestalt.

Jetzt hatte sie das kalte Licht erreicht. Es war, als schösse ein Stromstoß durch ihren skelettierten Körper, der sie wieder zum Leben erweckte.

Die Tote bewegte sich.

Wozny öffnete seinen Mund. Seine Nackenhaare stellten sich aufrecht. Das war selbst ihm zuviel. Eine Tote, von ihm umgebracht, verließ die feuchte Erde des Grabes.

Er stöhnte auf und merkte, daß seine Knie wacklig wurden und nachgaben.

»Reiß dich zusammen!« zischte die Teufelstochter. Scharf drang ihre Stimme aus dem Ring hervor.

Erwin Wozny nickte nur.

Trotz dieser Mahnung war es ihm unmöglich, sich voll zu konzentrieren. Er schloß ein paarmal die Augen und bekam deshalb nicht mit, wie die Tote sich langsam aufstemmte, die hinderlichen Sargreste zur Seite drückte und in der Sitzstellung hockenblieb. Sie bewegte langsam den Kopf, schaute nach links und nach rechts, so daß durch die Bewegung der Lehm aus den Augenhöhlen rieselte.

Aber sie kam höher.

Dabei streckte sie ihre Arme aus, und Wozny sah mit Entsetzen, daß die Spitzen der skelettierten Finger schon fast das obere Ende des Grabes berührten, so als wäre überhaupt keine Erde vorhanden.

Erwin Wozny schaute weiter zu.

Und es war doch Erde da. Er sah, daß sie von tastenden Fingern bewegt wurde und wobei sich größere Krumen lösten und an den Grabrand rollten.

Dann erschienen die gelblichen Klauen.

Sie stießen aus der Erde, krümmten sich, und Wozny hatte das Gefühl, als würden sie ihm zuwinken.

»Nimm sie!« hörte er Asmodinas Stimme. »Faß die Hände und hilf ihr aus dem Grab.«

Erwin Wozny schluckte. Er selbst wollte sich dagegenstemmen, doch Asmodinas Wille trieb ihn weiter. Der Würger war Wachs in den Händen der Teufelstochter.

Seine Linke streckte Wozny aus, denn in der Rechten hielt er das Schwert.

Er spürte die tiefe Kälte des Todes, als seine Finger die Totenklauen umklammerten. Ein Schauer lief über seinen Rücken, vor Furcht klapperte er mit den Zähnen, schließlich holte er ein Mordopfer aus dem Grab. Eine Frau, die er getötet hatte.

Ihr Schädel erschien, Reste von Erdkrumen klebten daran, aber vom Nachtwind wurden sie weggeweht. Wozny sah das klaffende Maul, das einmal der Mund gewesen war, darunter die letzten Hautreste und die breite schimmernde Stirn.

Wenig später hatte er die lebende Tote vollends aus der feuchten Erde gezogen. Das Grab sah jetzt aus, als hätten dort zahlreiche Maulwürfe gewühlt. Einige Brocken Lehm waren auch zur Seite gefallen und lagen zu beiden Seiten des Grabes auf den schmalen Wegen.

Ein letzter Schritt, und Diana Dickson blieb vor ihrem Mörder stehen. Dessen Lippen zitterten, die Augen wurden groß, er schluckte, und sein Gesicht war bleich wie Hammelfett.

Er spürte die Angst.

Angst davor, daß die Tote sich rächen könnte. An ihm, ihrem Mörder.

Sie dachte gar nicht daran, denn sie blieb stehen und schaute auf den Ring an Woznys Hand. Durch ihn bekam sie ihre Befehle. Und Asmodina reagierte.

Sie redete mit der eben aus dem Grab erstandenen Untoten. »Du wirst ihm und auch mir folgen«, sagte sie. »Du wirst all das tun, was man dir sagt. Denn er und ich, wir bilden eine Einheit. Gemeinsam gehen wir dorthin, wo du dich auch in deinem früheren Leben aufgehalten hast. In den Zirkel. Denn nur da kannst du deine Schwestern begrüßen und meinen Plänen somit entgegenkommen.«

Das Skelett, das einmal Diane Dickson gewesen war, nickte.

»Hörst du den Ruf?« fragte Asmodina. »Sie versuchen, mit dir Kontakt aufzunehmen. Bisher ist es ihnen nicht gelungen, aber ich ermögliche es durch meine Magie. Nimm die Hand des Dämonenhenkers!«

Das Skelett streckte die knöcherne Klaue aus und umfaßte die behandschuhten Finger.

Fest griff Wozny zu. Dabei war er nicht einmal sicher, ob er es selbst war, der dies wollte. Das Schwert hatte er in die Linke genommen.

Im gleichen Augenblick flimmerte die Luft und einen Atemzug später waren beide verschwunden.

Sie hinterließen als einzige Spur ein frisch aufgeworfenes Grab!

***

Myxin war nicht allein gekommen Als ich einen Blick nach rechts warf, sah ich dort ein schwarzhaariges Mädchen, das einen dunklen Mantel trug, der nicht zugeknöpft war.

»Kara!« rief ich überrascht.

Sie lächelte und löste sich aus dem Schatten des Hauses. Ich gab die Tür frei, daß beide eintreten konnten.

Auch Suko zeigte sich überrascht Wir hatten von Myxin lange nichts mehr gehört, um so erfreuter waren wir über sein Auftauchen und das seiner Begleiterin.

Wenn ich sage lange, dann stimmte das nicht ganz. Ich war erst vor kurzem durch eine Zeitverschiebung nach Atlantis gelangt und hatte dort den Untergang des gewaltigen Kontinents mit ansehen müssen. Dort war ich auch dem Schwarzen Tod begegnet, meinem Feind und dem Seher und Myxin.[3]

Ich hatte auch Karas Vater kennengelernt, Delios, den Weisen und Propheten. Er und andere hatten versucht, den Untergang dieses Kontinents zu stoppen, doch es war ihnen nicht gelungen. Die Gegenkräfte, vom Schwarzen Tod geleitet, hatten sich als wesentlich stärker erwiesen. So versank Atlantis in den Fluten.

Kara lächelte uns an. Dabei wirkte ihr Gesicht mit den auffallenden Wangenknochen nicht mehr so asketischstreng, sondern bekam einen weicheren Ausdruck.

Sie freute sich, mich wiederzusehen und sie begrüßte auch die anderen.

Bill grinste, als er Myxin sah. »Na, hast du den Weg mal wieder gefunden?«

Er und der kleine Magier mußten sich immer gegenseitig auf den Arm nehmen. Ihr Verhältnis hatte sich in der letzten Zeit gebessert. Früher hatte Bill dem Magier sehr skeptisch gegenübergestanden.

Kara und Myxin nahmen im Wohnraum Platz. Auch ich ließ mich nieder, während Suko stehenblieb.

»Ihr habt Schwierigkeiten«, sagte Myxin. »Und zwar mit meiner Feindin Asmodina.«

»Woher weißt du das?« fragte ich.

»Das merken wir. Wir haben, ihr würdet sagen, eine Antenne dafür bekommen. Die Aura ist von uns lokalisiert. Asmodina war hier.«

»Das stimmt«, sagte ich.

Myxin lächelte.

Ich aber schwächte seine Prophezeiung ab. »Sie war zwar in der Nähe, aber sie war es nicht selbst.«

Jetzt zeigten sich Kara und Myxin überrascht. »Kannst du uns das

erklären?« fragte Kara.

»Gern.« Ich berichtete von Beginn an, und die beiden hörten aufmerksam zu.

Mit Wozny, dem Würger, konnten sie natürlich nichts anfangen. Dafür um so mehr mit Desteros Hand.

»Wir wußten nicht, daß Asmodina sie zurückgeholt hat«, erklärten sie beide.

»Ich habe auch nicht damit gerechnet, aber irgendwo mußte sie ja sein. Ich hatte sie ihm abgeschlagen, sie verschwand und tauchte nicht mehr auf, während wir weiterkämpften. Jetzt sitzt sie an der Hand dieses Würgers.«

»Und sie hat das Schwert«, warf Suko, der Chinese, ein.

»Das Sinclair-Team hat also schlechte Karten!« stellte Myxin fest. »Da dieser Wozny voll unter Asmodinas Kontrolle steht, kann er auch überall hin, ohne daß ihr es merkt.«

»Er ist in der Lage, sich aufzulösen und an anderer Stelle wieder zu erscheinen«, präzisierte ich.

»Wobei wir uns natürlich fragen, wo er als nächstes zuschlägt«, sagte Suko noch.

Myxin stand auf. »Wir sind ja nicht gekommen, um euch nur mit Fragen aufzuhalten, wir wollen euch helfen«, lächelte der kleine Magier. »Zudem bin ich dem Sinclair-Team noch etwas schuldig. Ihr habt schließlich meine Entführung verhindert.«[4]

Ich winkte ab. »Hör ja auf damit.«

»Das stimmt schon. Hätte mich Asmodina damals bekommen, wäre ich nicht mehr am Leben.« Er wandte sich dem Mädchen aus dem Totenreich zu. »Wie ist es, Kara. Kannst du Kontakt zu ihr aufnehmen? Wirst du erfahren, wo sie sich aufhält?«

»Ich müßte es versuchen.«

Kara war sehr ernst. Denn auch sie hatte ein Problem, mit dem sie nicht so leicht fertig wurde. Kara war auf der Suche nach dem Trank des Vergessens. Dieser Trank stammte noch aus Atlantis, und er ermöglichte es ihr, wenn sie ihn zu sich genommen hatte, unendliche weite Reisen durch die Dämonenreiche zu unternehmen. Sie konnte dann die Strukturen erforschen, ohne daß man ihr etwas antat. Das wußten auch die Gegner. Sie hatten den Trank in ihre Hände gebracht und hüteten ihn wie ihren Augapfel. Dabei wußte niemand von uns, wer ihn tatsächlich besaß. Vielleicht sogar der Teufel. Aber das waren nur Vermutungen und keine bewiesenen Tatsachen.

Kara wechselte ihren Platz. Sie schlug dabei den Mantel zur Seite und zog ihr schmales Schwert mit der goldenen Klinge. Diese Waffe trug sie immer bei sich. Denn, wie auch Destero damals oder der Samurai des Satans, verließ sie sich ebenfalls auf das Schwert, daß damals in Atlantis geschmiedet worden war.

Er besaß einen kostbaren Griff, in dem die volle Magie der Weisen Atlanter konzentriert war.

Das Schwert war mächtig, allerdings nicht so stark wie der Trank des Vergessens. Kara konnte allerdings, wenn sie sich konzentrierte und die Magie aktivierte, herausfinden, wo sich Gegner aufhielten. Denn dann wurden die magischen Strahlen abgelenkt und trafen als Rückkoppelung ihr Gehirn, wo sich dann plastische Bilder von dem Ort formten, das die magische Strahlung reflektiert hatte Alles ein wenig kompliziert, aber dennoch sehr wirksam, wie wir schon öfter erfahren hatten.

Kara nahm auf dem Boden Platz, stellte das Schwert so auf, daß es mit der Spitze den Teppich berührte und umfaßte den Griff mit beiden Händen. Die Gespräche im Raum verstummten. Wir alle hatten nur noch Augen für Kara.

Die Lippen hielt sie fest zusammengepreßt und atmete nur durch die Nase. Ihre dunklen Augen schienen noch größer zu werden. Gleichzeitig änderte sich auch der Blick. Man konnte das Gefühl haben, sie würde nach innen sehen oder in unendliche weite, unbekannte Fernen.

Fast schien es, als würde sie überhaupt nicht mehr atmen, als säße eine Tote vor uns.

Myxin löschte das Licht.

Dunkelheit legte sich über den Raum. Nur das große Feuer zeichnete sich als gewaltiger grauer Umriß ab.

Kara schien sich in einer anderen Welt zu befinden. Wir hörten nichts von ihr, und wir sahen sie auch nur als Schatten. Aber dann kristallisierte sich etwas hervor.

Aus dem Dunkel, zwischen ihren Händen, begann der Schwertgriff zu strahlen. Er diente als Katalysator zwischen Kara und einer anderen Ebene. Wir sahen, wie ihre Hände durchscheinend wurden und deutlich die Umrisse der Knochen hervortraten.

Ein fahler Schein, vom Griff ausgehend, leuchtete durch das Zimmer und ließ unsere Gesichter als bleiche Flecken aus der Dunkelheit hervortreten.

Irgendwie hatte sich die Atmosphäre verdichtet. Kein Wort war gesprochen worden, niemand von uns wagte, lauter zu atmen. Wir hielten quasi die Luft an.

Ich sah Bill Conolly, der auf der Couch lag, sich etwas aufgestützt hatte und Kara anschaute. Auch Sheilas Gesicht zeigte eine harte Spannung. Sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt und nur Augen für die am Boden sitzende Kara.

Sukos Gesicht blieb unbewegt, seine Augen glänzten, wie die von Myxin. Der kleine Magier hatte sich lautlos voranbewegt und hinter Kara Aufstellung genommen. Dabei legte er beide Hände auf ihre

Schultern, als wollte er die Kraft noch verstärken.
Jeder von uns bemerkte, wie schwer es Kara fiel. Sie schwankte leicht, wurde jedoch von Myxin gehalten und konzentrierte sich weiterhin sehr stark Minuten vergingen.
Eine Zeit der Spannung. Würde Kara es schaffen? Konnte sie uns einen Weg zu Wozny, dem Würger, weisen?
Von einer Sekunde zur anderen war alles vorbei. Das Licht im Schwertgriff erlosch, auch der fahle Schein verblaßte, und wir saßen im Dunkeln da.
»Bitte Licht!« flüsterte Myxin. Suko ging zum Schalter.
Als es hell wurde und wir uns über die Augen wischten, ließ Kara das Schwert los. Mit einem dumpfen Geräusch fiel es auf den Teppich und blieb dort liegen.
Sie war geschafft.
Auch sie sank nach vorn, doch Myxin griff zu, und auch Suko trat zu ihr.
Er hievte Kara hoch. Gemeinsam brachten sie die Schöne aus dem Totenreich in einen Sessel, wo sie sich niederließ und erst einmal erholte.
Jeder von uns konnte ihr nachfühlen, wie groß die Kraft gewesen war, die die Beschwörung gekostet hatte. Deshalb ließen wir sie auch in Ruhe und belästigten sie nicht mit Fragen.
Nur allmählich erholte sie sich wieder. Myxin bat um ein Glas Wasser. Ich holte es.
Kara nahm es mit noch zitternden Händen entgegen, wobei sie mir dankbar zulächelte.
Danach trank sie in langen, durstigen Zügen das Glas bis zum Grund leer.
»Alles wieder okay?« fragte ich.
»Fast. Noch ein paar Minuten, aber ich habe Erfolg gehabt, das kann ich schon sagen.«
Mir fiel ein Stein vom Herzen.
Suko räusperte sich und schaute aus dem Fenster. In zwei Stunden schon würde es wieder hell werden. Ob wir bis dahin Erwin Wozny gefaßt hatten.
Welch eine Nacht!
Dann begann Kara zu reden. »Ich weiß«, sagte sie mit leiser Stimme und jedes Wort betonend, »wo sich die anderen aufhalten. Ich habe ihre Magie gespürt.«
Plötzlich standen wir unter Spannung. Mehrere Augenpaare hingen an ihren Lippen.
»Es gibt bei euch ein Sprichwort«, begann Kara. »Daß es den Täter an den Ort zurückzieht, wo er seine Taten begangen hat. Dort ist Wozny. Aber er ist nicht allein. Eine Untote ist bei ihm. Ich spürte es, weiß

nur nicht, wer es ist. Und es sind noch mehr Personen anwesend. Sie alle wollen das Böse, es sind Hexen, soviel ich gesehen habe. Gefährliche Hexen…«

Kara legte eine Pause ein, die letzten Worte hatten sie angestrengt. Darm sprach sie weiter. »Sie sind in einem Park, dem großen, dem größten von London. Dort gibt es einen Pavillon. Ich habe ihn deutlich gesehen, er steht auf einem kleinen Hügel und wird durch hohe Bäume geschützt. Da genau haben sie sich versammelt.«

Es waren Karas letzte Worte, die sie zu dem Fall sagte. Sie konnte nicht mehr.

Und doch hatten wir mehr erfahren, als wir zu hoffen gewagt hatten. Ich rieb mir innerlich die Hände. Das würde eine Jagd geben. Sollten sie sich länger in diesem bewußten Pavillon aufhalten, würden wir Wozny noch in dieser Nacht stellen..

»Ich danke dir, Kara«, sagte ich.

Sie nickte nur, schaute an mir vorbei und sagte: »Fahrt schnell hin, sonst ist es zu spät.«

»Und wie.« Ich winkte Suko. »Los, komm!«

»Ja, und ich«, meldete sich Bill Conolly mit krächzender Stimme von der Couch.

»Du bleibst liegen«, sagte Sheila und drückte ihren Mann wieder zurück.

Ich grinste. »Eine Ehe hat auch Vorteile, mein Junge. Man wird nicht so oft an die Front geschickt und kann zu Hause im warmen Bett liegenbleiben und sich pflegen lassen.«

»Mann, hau ab!« Bill suchte nach einem Gegenstand, den er mir an den Kopf werfen konnte. Er fand nur ein Glas, das Sheila ihm schnell aus der Hand drehte.

Bill maulte.

Wir waren schon an der Tür, als mich Karas Stimme noch einmal zurückhielt. »Nimm das«, sagte sie und hielt ihr Schwert hoch. »Ich glaube, du wirst es brauchen können.«

Dankbar nahm ich die Waffe entgegen.

Dann hielt uns wirklich nichts mehr.

***

Früher waren sie zu viert gewesen!

Dann wurde eine von ihnen ermordet, und so führte sie den Zirkel zu dritt weiter.

Sie nannten sich Schwestern des Bösen und hatten versprochen, nur dem Teufel zu dienen.

Drei junge Frauen, die im Berufsleben ihren »Mann« standen. Da war die Anführerin Lilian Wayne. Sie hatte die 30 schon überschritten, arbeitete in einer Versicherung als Abteilungsleiterin und war Chefin

über eine Gruppe von fünf Männern. Kühl und unnahbar gab sie sich, trug nur streng geschnittene, meist graue oder blaue Kostüme und eine Brille mit Fensterglas.

Die zweite im Bunde hieß Doris Prudom. Sie leitete eine Boutique in der Oxford Street.

Auch sie war erfolgreich im Beruf. Als Ledige suchte sie oft an langen Abenden nach Abwechslung. Auf die Männer, die sie kannte, pfiff sie. Die wollten nur das eine und waren zudem noch so große Schaumacher, die im Bett nicht das hielten, was sie zuvor versprachen.

Die Jüngste im Bunde, knapp 22, hießt Monica Norris. Sie war Verkäuferin, hatte eine gescheiterte Ehe hinter sich und arbeitete ebenfalls in Doris Furdoms Boutique.

Die drei Frauen hatten sich zwar nicht gesucht, aber dennoch gefunden. Am Strand von Brighton waren sie durch Zufall ins Gespräch gekommen und hatten sich dann jeden Tag getroffen. Eine vierte, sie hieß Diana Dickson, war zu ihnen gestoßen.

Diese vier überlegten hin und her, wie sie ihrem Leben einen Sinn geben konnten, bis Lilian Wayne eines Tages vorschlug, dem Satan zu dienen.

Nur Rita Purdom war von Beginn an einverstanden gewesen, die anderen beiden zögerten noch. Schließlich konnten auch sie sich den anderen nicht mehr länger widersetzen und stimmten zu.

Sie überlegten und gaben sich den Namen »Schwestern des Bösen«.

Von nun an trafen sie sich einmal in der Woche. In alten Büchereien und auf Trödelmärkten besorgten sie sich die einschlägige Literatur und lasen viel über Beschwörungen und finstere Riten, die noch aus dem Mittelalter stammten.

Sie kauften sich auch die dazu gehörigen Ingredienzien, wie Kräuter, Salben, Pasten und besorgten sich entweihte Kreuze, Hexenkreise und auf den Kopf gestellte Drudenfüße.

Im Winter führten sie die Beschwörungen in den Wohnungen durch, tanzten nackt um den Hexenkreis, riefen den Satan an und hofften, daß er ihnen erscheinen würde. Sie berauschten sich an gefährlichen Tränken und ließen danach, wenn sie völlig außer Kontrolle waren, das »Fest« zu einer Orgie entgleisen.

Ihnen machte es Spaß, bis eines Tages Diana Dickson ermordet wurde. Das hatte den drei anderen einen Schock gegeben. Sie hielten aber dennoch zusammen und machten sich auf die Suche nach dem Mörder. Nicht sie fanden ihn, sondern die Polizei.

Seit diesem Tag suchten sie nach einem Weg, den Mörder zu bestrafen. Sie wollten die Macht des Teufels, damit die Rache der Hölle ihn traf, dabei ahnten sie nicht, daß der Würger, selbst mit dem Teufel spekulierte und dieser durch seine Tochter Asmodina etwas

ganz anderes mit ihm vorhatte.

Davon ahnten die vier nichts, als sie sich an dem alten Pavillon trafen. Er lag wirklich versteckt. Kaum ein Mensch kannte die Stelle, weil er abseits der Wege und auch Straßen lag.

Im Sommer hatten sie schon des öfteren ihre Beschwörungen dort gehalten, und sie waren seltsamerweise auch nie gestört worden. Der Teufel selbst schien seine schützende Klaue über diesen Ort zuhalten.

Den Wagen hatten sie auch in dieser Nacht auf einem Parkplatz stehengelassen und waren zu Fuß ihrem Ziel entgegengegangen. Sie trugen Taschen bei sich, in denen sie all das aufbewahrten, was sie für ihre Beschwörungen benötigten. Heute sollte keine Orgie stattfinden, sondern ein abermaliger Versuch, mit ihrer toten Hexenschwester in Kontakt zu treten.

Nachdem sie eine Rasenfläche überquert hatten, fanden sie einen Trampelpfad, der in das wilde wuchernde Buschwerk hineinführte, das den Pavillon umgab.

Sie hatten dieses Gebäude Tempel getauft und sich eine neue mit einem Spezialschloß gesicherte Tür einbauen lassen. Jede der drei Hexenschwestern besaß einen Schlüssel.

Lilian Wayne ging als erste. Doris Purdom folgte ihr, und den Schluß machte Monica Norris.

Sie war auch die kleinste, hatte rotes Haar und trug es zu einer Pagenfrisur geschnitten.

Normalerweise war sie etwas stiller, doch wenn sie von dem Gebräu berauscht war, dann kannte sie keine Hemmungen mehr.

Besonders freute sich Lilian Wayne darüber. Auch an diesem Tag trug sie das aschgrau gefärbte Haar hochgesteckt. Sie hatte auch nicht auf ihr Kostüm verzichtet, nur die Brille ließ sie nicht auf. Das schmale Gesicht mit der etwas zu großen Nase paßte zu ihr, und die Mundwinkel waren ein wenig nach unten gebogen, so daß der Zug darum einen hochmütigen Ausdruck besaß.

Doris Purdom war der bunte Vogel unter ihnen. Supermodern gekleidet, trug sie auch heute ihre Pumphosen aus Wildleder und dazu eine bunte, dreiviertellange Strickjacke.

Das brünette Haar hatte sie so geschnitten wie die Lady Di, die Frau des Prinzen Charles.

Der Pavillon stand auf vier massigen Holzbeinen, die tief in die Erde gerammt worden waren. Zwischen Erde und dem unteren Boden des Gebäudes bestand ein Zwischenraum von etwa einem Yard, so daß man unter dem Pavillon herkriechen konnte. Zur Eingangstür führte eine Holztreppe hoch, der Bau selbst besaß fünf Ecken.

Und gerade als Fünfeck war er für die drei Hexenschwestern überaus wichtig.

Lilian Wayne stieg die Stufen hoch und schloß die Tür auf. Ein

seltsamer Geruch strömte ihnen entgegen, eine Mischung aus Kräutern und Tierblut. Das jedoch machte den Fragen nichts aus, sie hatten sich daran gewöhnt. Die beiden anderen blieben solange draußen, bis Lilian zwei schwarze Kerzen angezündet hatte, die das Innere des Baus mit ihrem flackernden Schein erhellten.

Monica Norris warf noch einen letzten Blick zurück. Der Wald und die Büsche schirmten das Gebäude gut ab. Das frische Laub wuchs sehr dicht, so daß es kaum eine Lücke gab.

»Kommt!« Die Ältere winkte ihnen zu. Sie hatte sich bereits ihrer Kostümjacke entledigt.

Darunter trug sie nur die blanke Haut.

Kaum war die Tür geschlossen, als Lilian auch den Rock abstreifte und aus ihrem Slip stieg. In ihren Augen lag ein seltsamer Glanz, sie konnte es kaum erwarten, bis die Beschwörung begann. Heute sollte es besonders wild werden, das hatten sich die drei Teufelsdienerinnen vorgenommen.

Lilian öffnete die Tasche und holte ihre Kutte hervor. Sie zeigte eine beige Farbe, und auf Vorder- sowie Rückseite war jeweils ein Teufelskopf gemalt.

Die beiden anderen Hexenschwestern besaßen die gleiche Kutte. Auch sie hatten sich schon ausgezogen und streiften ihre neue Kleidung über.

Dann setzten sie die Halbmasken auf, die auch einen Teil der Haare bedeckten und jeweils das ziegenköpfige Abbild des Satans zeigten, so wie er in der Literatur und der Malerei immer dargestellt war.

Monica kümmerte sich um den Aufbau. Sie stellte die Tiegel und Töpfe mit der Hexensalbe und den zahlreichen Pasten zurecht. Der magische Kreis brauchte nicht erneuert werden. In seiner Mitte fand die flache Tonschale Platz, in die Lilian aus einer Kanne dickes Tierblut goß. Hahnenblut.

Dieses Blut spielte eine besondere Rolle, denn sie hatten es mittlerweile geschafft, es auch ohne Feuer zu erwärmen. Nur durch bestimmte Kräuter, Essenzen und Schwarzer Magie, sowie finsteren Beschwörungen.

Rita Purdom brachte die Tüte mit dem Knochenmehl. Sie streute es in das Blut, während eine andere Schale von Lilian Wayne geleert wurde. In ihr befanden sich allerlei Kräuter, die einen widerlich riechenden Sud bildeten, der das Blut hinterher zum Kochen brachte, so daß es Blasen warf.

Monica Norris hatte noch zwei Kerzen angezündet, so daß auch der letzte Winkel des Raumes von den tanzenden Lichtreflexen erfaßt wurde.

Die Beschwörung konnte beginnen. Drei Frauen bauten sich außen um den Kreis herum auf.

Lilian übernahm das Wort. »Seid ihr bereit, Schwestern?«
»Wir sind es.«
»Schwört ihr, dem Satan und nur dem Satan allein zu gehorchen?«
»Wir schwören.«
»Würdet ihr für ihn alles tun, auch Leben. Unschuldiger opfern, wenn er es verlangt?«
»Wir würden es tun«, murmelten die beiden Frauen und stimmten sich so richtig ein.
Lilian war zufrieden. Sie hatte auch keine anderen Antworten erwartet, weil es immer das gleiche Zeremoniell war, das sie durchführten. »Dann laßt uns beginnen, Schwestern!«
Die drei Frauen breiteten die Arme aus und faßten sich an den Händen. So hatten sie einen zweiten Kreis geschaffen, der sie aneinanderkettete und ihnen die nötige Kraft gab, um mit den Jenseitswelten Kontakt aufzunehmen.
Etwa eine Minute blieben sie stehen. Sie sprachen dabei kein Wort und konzentrierten sich nur. Jede von ihnen hielt den Blick auf die im Kreis stehende Schale gerichtet, in der das Blut allmählich anfing, warm zu werden.
Es begann zu dampfen…
Zuerst waren es nur leichte, kaum erkennbare Schwaden, die über die Oberfläche der widerlichen Flüssigkeit strichen, sich dabei verteilten und auch über die Ränder quollen.
Ein ätzender Geruch breitete sich aus, der nach Schwefel stank und wie ein Gruß aus der Hölle auf die Frauen wirkte.
Ihre Augen verdrehten sie entzückt. Sie saugten den Rauch förmlich ein und während er tief in ihre Lungen drang, dachten sie an den Satan, der ihre Beschwörung erhören sollte.
An den Wänden hingen schwarze Kreuze. Man hatte sie jedoch verkehrt herum aufgehängt, und es waren die Kreuze, die das erste Zeichen gaben.
Sie begannen zu glühen.
So etwas war noch nie geschehen. Dieses direkte Zeichen der Hölle hatten die Hexenschwestern niemals zuvor gesehen.
Lilian sah es zuerst.
Sie schrie auf. »Da!« geiferte ihre Stimme. »Die Kreuze. Der Teufel gibt uns ein Zeichen. Er ist bereit, das Opfer anzunehmen. Endlich, wir haben so lange gewärtet. Nun kommen wir an die Reihe.«
Auch die beiden anderen Frauen sahen die glutroten Kreuze, und im gleichen Augenblick wurden sie von einem anderen Ereignis abgelenkt.
Die Schale schien zu explodieren. Es gab ein puffendes Geräusch, fontänenartig wurde das heiße Blut in die Höhe gespritzt und verteilte sich über die Frauen, deren Gewänder wie gesprenkelt aussahen

Nichts befand sich mehr in der Schale.
Nur noch Rauch.
Und der quoll in immer dichteren Schwaden hervor, nebelte die Frauen ein und raubte ihnen fast den Atem.
»Satan!« schrie Lilian Wayne. »Satan, erhöre uns. Gib uns ein Zeichen. Sorge dafür, daß unsere Schwester, Diana Dickson, aus dem Jenseits erscheint und sich bei uns sehen läßt. Bitte, Satan, wir flehen dich an!« Doch der Teufel blieb stumm.
Nur die Qualmwolke wurde noch dichter. Die drei Hexen waren auf die Knie gefallen, sie hatten die Arme erhoben und rangen ihre Hände. Sie flehten, schrien und… Da hörten sie es Schritte!
Aber draußen — auf der Treppe Tapp, tapp, tapp…
Deutlich waren sie zu vernehmen, wie sie sich der Tür näherten und dann verstummten.
Die drei Hexen schauten sich an. Unruhig begannen die vier Kerzen zu flackern und warfen bizarre Schatten auf die Gesichter der drei Frauen.
Dann schlug jemand gegen die Tür.
Dreimal hallten die dumpfen Schläge, und bei jedem Schlag zuckten die Frauen zusammen.
Wer konnte das sein?
Schließlich faßte sich Lilian Wayne ein Herz. »Wer bist du?« rief sie laut.
»Ich, Diana Dickson, eure vierte Schwester…«

***

Obwohl die Hexen damit gerechnet und das Ereignis auch herbeigesehnt hatten, traf es sie doch wie ein Schock.
Alle drei zuckten zusammen.
Die Beschwörung war unterbrochen. Die Blicke klärten sich wieder, wurden lauernd, fragend und auch furchtsam.
Lilian übernahm das Wort. Es blieb ihr nichts anderes übrig, denn sie war die Chefin.
»Wer bist du?« erkundigte sie sich.
Diana Dickson sagte: »Los, öffnet. Ihr habt mich doch gerufen. Ihr wolltet mich sehen. Hier bin ich.«
»Aber du bist tot«, hielt Lilian ihr entgegen.
»Was heißt schon tot?« Diana lachte »Habt ihr denn nie etwas von der Kraft der Hölle gehört? Sie ist es doch, die sämtliche Schleusen öffnet, die uns die Möglichkeit gibt, Gesetze und sogar den Tod zu überwinden. Was habt ihr denn gewollt? Doch nichts anderes als dies. Nun ist es eingetreten, der Satan hat euch erhört. Oder habt ihr Angst vor eurer eigenen Courage«
»Nein.«

»Dann öffne!«
Lilian Wayne schaute ihre Hexenschwestern an. Sie las keine Bestätigung in ihren Blicken, die beiden Frauen überließen Lilian die Entscheidung.
Die ging zur Tür.
Verhalten waren ihre Schritte, zögernd und schleppend. Der Schlüssel steckte von innen.
Ihre Finger berührten das kalte Metall. Sie schwitzte unter der Halbmaske. Eigentlich hatte sie das nicht gewollt, weil sie nicht daran glaubte, und doch war das Ereignis eingetreten.
Oder nahm sie jemand auf den Arm? Stand dort einer vor der Tür, der die Stimme ihrer vierten Hexenschwester täuschend echt imitieren konnte?
»Schließ endlich auf, Lilian!«
»Ja, sofort.« Die Frau hatte sich entschieden. Der Schlüssel bewegte sich im Schloß — die Tür war offen.
Sie wurde von der draußen stehenden Person nach innen aufgedrückt. Lilian mußte hastig zur Seite springen, sonst wäre sie noch von der Tür getroffen worden.
Und da stand sie.
Die beiden Hexenschwestern sahen die Frau ebenfalls.
Rita Purdom schrie auf, als ihr Blick auf die Gestalt fiel. Das war nicht Diana Dickson, sondern ein Skelett! Monica Norris konnte einen Schrei unterdrücken. Sie preßte nur ihre Hand gegen den Mund, und Lilian fing vor Angst und Grauen an zu zittern.
»Ich grüße euch, meine Lieben«, sagte die skelettierte Frau. »Lange genug habt ihr ja auf mich gewartet.« Sie war auf der Schwelle stehengeblieben und schaute sich um. »Ihr seht gut aus, besser als ich, denn mein Fleisch ist bereits vermodert oder von den Würmern gefressen worden.« Sie wußte, daß sie mit ihren Worten Grauen erzeugte, und das wollte sie auch. Aber sie hatte noch eine Überraschung für die Schwestern bereit.
»Ich habe euch einen lieben Gast mitgebracht«, erklärte sie und drehte sich langsam um.
»Komm ruhig näher!«
Schwere Schritte waren zu hören. Der Gast mußte vor der Treppe gelauert haben.
Jetzt kam er hoch.
Das weibliche Skelett trat zur Seite, damit der andere vorbei konnte.
»Darf ich vorstellen«, sagte die Untote. »Das ist Erwin Wozny, mein Mörder«

***

Der Hydepark ist ein gewaltiges Areal, das nicht nur Grünflächen und

gepflegte Anlagen aufweist, sondern auch von zahlreichen Straßen und Wegen durchkreuzt wird. Es gibt dort sogar eine Polizeistation, mit deren Beamten ich schon mal Bekanntschaft gemacht hatte, als es darum ging, einen Werwolf zu jagen.

An der Südostseite, wo der Duke of Wellington Place liegt, gelangten wir in den Park.

Dann sah ich zu, daß wir auf die Serpentinen Road kamen, die am Nordufer des großen Sees vorbeiführt, nach dem die Straße ihren Namen hat.

Der See erinnerte mich immer an eine lange Zunge, die an ihrem hinteren Ende schmaler wurde. Von der Serpentine Road aus führt auch eine schmale Straße direkt zum Polizeirevier.

Um diese Zeit war der Park so gut wie menschenleer. Es gab zwar einige Stellen, wo Penner schliefen, aber die lagen woanders. Abseits der Straßen. Ebenso wie die Treffpunkte der ausgeflippten Jugendlichen.

Wir hatten die Straße für uns. Das Licht der Scheinwerfer huschte über den grauen Belag und riß mit seinen Ausläufern rechts und links die geisterhaft fahl wirkenden Büsche aus der Dunkelheit.

Wir hofften beide, daß Karas Tip stimmte, denn wenn wir diesen Wozny nicht unter Kontrolle bekamen, sah es nicht nur schlecht für uns, sondern auch für viele andere unschuldige Menschen aus. Der würde Amok laufen, wobei er noch auf die Unterstützung der Teufelstochter rechnen konnte.

Eine verdammt schlimme Sache.

Einmal huschte ein Hase durch den breiten Lichtteppich. Das Tier war zum Glück schneller als unser Wagen.

Wenn wir nach links schauten und unser Blick durch die Zwischenräume der mannshoch wachsenden Büsche fiel, dann sahen wir die schwarze Wasserfläche des Sees schimmern.

Es war seltsam, das Gewässer schimmerte sogar bei der Dunkelheit.

Irgendwo warf die fast glatte Oberfläche Reflexe zurück, die von den einsam stehenden Laternen stammten, die in unregelmäßigen Abständen zu beiden Seiten die Fahrbahn säumten.

Wir mußten achtgeben. So genau kannte ich die Abzweigung auch nicht mehr. Dann jedoch sah ich das Schild. Es glänzte, als das Licht darauffiel. »Rechts«, sagte Suko.

Ich bog in die wesentlich schmalere Straße ein.

Wir fuhren durch einen Tunnel. So jedenfalls kam es mir vor, denn rechts und links der Straße wuchsen Bäume, die ein gewaltiges Dach bildeten.

Nach einer Fahrt von etwa sieben Minuten erreichten wir unser erstes Ziel, die Polizeistation.

Zwei Streifenwagen standen auf dem kleinen Parkplatz. Über der Tür

brannte eine einsame Lampe. Das Gebäude bestand aus roten Steinen, an denen der Zahn der Zeit auch schon genagt hatte.

Ich fand für meinen Bentley ebenfalls noch eine Lücke, stoppte, und wir stiegen aus.

Angemeldet hatten wir uns nicht. So war es nicht verwunderlich, daß die Tür geöffnet wurde, bevor wir die Treppe hochsteigen konnten. Ein Beamter erschien. Mißtrauisch schaute er uns entgegen.

Ich hielt meinen Ausweis schon in der Hand. Im Lampenlicht las er die Legitimation und bat uns hinein.

Vier Polizisten zählte ich. Keinen kannte ich. Damals hatte eine andere Schicht Dienst getan.

Aber ich war bekannt. Die Kollegen hatten von mir berichtet.

Wir wurden gebeten, Platz zu nehmen.

Das wollte ich erst gar nicht einreißen lassen und blieb vor der Holzbarriere stehen, die auch vom Zahn der Zeit längst angenagt war.

Man fragte nach unseren Wünschen.

In drei Sätzen machte ich den Polizisten klar, was ich von ihnen wollte.

Ein uniformierter Inspektor, der Chef, nickte ein paarmal, bevor er sagte: »Natürlich, Sir, der Pavillon ist uns bekannt. Er liegt ziemlich versteckt.«

»Wissen Sie auch, was dort geschieht?«

Schräg schaute er mir ins Gesicht. »Etwas Ungesetzliches?«

»So kann man es nennen.«

»Da treffen sich immer drei Frauen von irgendeinem, Club. So Emanzen, glaube ich. Wir haben unsere Einwilligung gegeben, als sie sich eine neue Tür mit einem Sicherheitsschloss einbauten. Ich konnte da nichts Ungesetzliches feststellen. Wirklich nicht.«

»Gut, bleiben Sie bei Ihrem Glauben. Wir wollen nur von Ihnen den genauen Weg wissen.«

»Keine Unterstützung?«

»Nein, das machen wir allein.«

Der Inspektor nickte. »Sie sind mit dem Wagen gekommen«, murmelte er. »Es ist allerdings schlecht, wenn Sie zu dem Pavillon mit ihrem Auto fahren wollen. Die Wege sind verflucht schmal und…«

Ich unterbrach den Mann, weil er ein wenig zuviel redete. »Wir gehen zu Fuß.«

»Okay.« Der Inspektor wandte sich um und führte uns zu einer Seitenwand, an der eine große Karte hing, die den Hyde Park zeigte. Dort war praktisch alles eingezeichnet. Vom kleinsten Weg, über das älteste Gebäude, bis zur letzten Bank.

Auch der Pavillon.

»Er liegt genau hier«, sagte der Inspektor und deutete mit dem Zeigefinger in die nördliche Richtung. »Sie sehen, daß es kaum Pfade

gibt, das Gebiet hier bezeichnen wir immer als Urwald. In diesem Pavillon ist man ungestört.«

Ich schaute genau hin, nahm auch einen Zettel und machte mir Notizen Dann bedankte ich mich bei den freundlichen Helfern.

»Und Sie wollen wirklich nur zweit los?«

»Ja.«

Suko meinte: »Es sind ja höchstens vier Gegner.«

Die Ironie verstanden sie nicht. Wahrscheinlich hielten sie uns für Angeber.

***

Die zweite Überraschung innerhalb weniger Minuten für die drei Frauen.

Und sie glaubten tatsächlich, sich verhört zu haben. Das konnte einfach nicht wahr sein, ihre ehemals tote Hexenschwester brachte ihren Mörder mit.

Wozny kam näher.

Der Widerschein einer brennenden Kerze streifte sein Gesicht. Und zwar so, daß es deutlich zu erkennen war. Auch die drei Frauen hatten damals sehr genau die Jagd nach dem Mörder ihrer »Schwester« verfolgt, sie hatten die einschlägigen Gazetten gelesen, und in ihrer Erinnerung war das Bild des Killers haften geblieben.

Jetzt standen sie in Natura vor ihm. Und tatsächlich, er war es!

Wozny, der Würger!

Er hatte sich nicht verändert. Noch das gleiche verschlagene Gesicht, die kalten Augen, der verkniffen wirkende Mund, die riesigen Pranken, die mehrere Frauen auf dem Gewissen hatten.

Beim Anblick der Hände stutzten die Frauen. Vor allen Dingen, als sie die rechte sahen.

Die war nicht mehr wie früher, denn dort hatte er einen schwarzen Handschuh übergestreift, und er trug einen Ring am Mittelfinger, dessen Stein ein Bild zeigte.

Das Bild einer Frau.

Rote Haare, ein Gesicht ohne Gefühl, erbarmungslose Augen und zwei Hörner, die aus der Stirn wuchsen.

Ein Abziehbild des Satans!

Wozny betrat den Pavillon. Mit der rechten Hand hielt er nach wie vor den Griff des Schwerts umklammert. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht, als er die drei Frauen anstarrte.

Die Untote schleuderte die Tür zu. Mit einem lauten Geräusch fiel sie ins Schloß.

»Jetzt sind wir unter uns«, sagte sie, und aus ihrem Maul drang ein hohles Kichern, das den drei normalen Frauen einen Schauer über den Rücken wehte.

Lilian faßte sich als erste. Die anderen beiden hatten sich zurückgezogen. Sie trauten Wozny nicht, und der Anblick ihrer toten Mitschwester ging ihnen unter die Haut.
»Bist du es tatsächlich?« fragte sie.
»Ja«, erwiderte Diana, das Skelett. »Ich bin es.«
Lilian schluckte. Unter der langen Robe war ihr nackter Körper schweißfeucht. Sie spürte den eigenen Herzschlag oben im Hals. »Aber wie… wie ist das möglich? Du hast im Grab gelegen, du bist verfault, vermodert, du kannst nicht leben.«
»Sie hat mir geholfen!«
»Wer ist sie?«
»Schau auf den Ring!«
Plötzlich bewegten sich Asmodinas Lippen. Ihre Stimme formulierte Worte, die von allen Anwesenden verstanden wurden. »Ich habe ihr die Chance gegeben, weil ich mit euch noch etwas vorhabe. Ihr wolltet doch dem Satan dienen, nicht wahr?«
Ein Zögerndes Nicken.
Asmodina lachte. »Meinem Vater dienen sehr viele. Er braucht euch nicht, aber er hat von euren manchmal anfängerhaften Versuchen, ihn zu beschwören, gehört. Ihr habt euch lange genug Mühe gegeben, so daß der Teufel ein Einsehen bekam. Ihr braucht nicht mehr ihm zu dienen, sondern mir.«
Sie legte eine Pause ein, um ihre Worte wirken zu lassen. Die drei Frauen schauten betreten zu Boden.
»Nun? Habt ihr euch entschieden?«
Lilian hatte als erste eine Entscheidung getroffen. Sie wußte, daß ihr keine Wahl blieb, denn sie hatte genug gehört und gelesen, daß der Teufel keine Alternative zuließ. Es gab für ihn nur ein entweder, kein oder.
»Ja«, sagte die Frau. »Ich für meinen Teil habe mich entschieden. Ich werde dir dienen.«
»Das ist ein Versprechen. Es gilt, denn du wirst es nie in deinem Leben lösen können.«
»Ich weiß.« Lilians Stimme klang belegt. Die Frau hatte den Weg einmal eingeschlagen, ein Zurück gab es nicht mehr. Zudem erhoffte sie sich Jugend und Schönheit. So etwas könnte nur der Teufel geben und keine noch so gute Kosmetikfirma.
»Wie ist es mit dir?« wandte sich die Teufelstochter mit ihrer Frage an Rita Purdom.
Die hob die Schultern. Sie hatte die Halbmaske hochgeschoben, ihre Wangen zuckten und zeigten den inneren Zwiespalt auf, in dem sie sich befand.
»Mach es«, sagte Lilian.
»Es ist okay«, flüsterte Rita Prudom. »Ich werde auch dir dienen,

Asmodina.«
»Gut, sehr gut. Ihr wißt ja, daß ich euch viel geben kann und als Gegenleistung den ungebrochenen Gehorsam verlange.«
Lilian und Rita nickten. Nur eine nicht. Die Jüngste, Monica Norris. Sie hatte Angst.
Sie stand auch nicht neben ihren beiden Freundinnen, sondern hatte sich zurückgezogen, doch Asmodinas Blick entging niemand.
»Du!« sprach sie Monica an. So überraschend und hart, daß das Girl zusammenzuckte.
»Willst du mir auch dienen und für immer treu ergeben sein?«
Obwohl sie als letzte gefragt worden war und Zeit genug gehabt hatte, sich eine Antwort zu überlegen, wußte sie nicht, was sie sagen sollte. Monica Norris hatte Angst. Sie verfluchte den Tag, an dem sie sich auf dieses höllische Spiel eingelassen hatte. Immer schon wollte sie aussteigen, jetzt war es zu spät.
Oder?
»Nein!« sagte sie plötzlich und wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu dieser Antwort nahm. »Ich werde dir nicht dienen und will auch nicht auf deiner Seite stehen!«
Asmodina lachte. »Ist das dein letztes Wort, Mädchen?«
»Ja, das ist es!«
»Dann wirst du die Folgen zu tragen haben, und die anderen werden genau zusehen, was mit denen passiert, die ihr Versprechen, das sie mir gegeben haben, brachen. Wozny! Nimm dein Schwert in die andere Hand.«
Der Würger gehorchte.
Die anderen Personen traten zur Seite. Lilian und Rita waren gespannt, ihre skelettierte Freundin kicherte hohl und bewegte ihre Knochenfinger in wilder Vorfreude.
Monica aber suchte nach einem Fluchtweg. Es gab keinen, denn vor der Tür stand der Würger, der würde sie nicht durchlassen. Und mit ihm geschah auch das Seltsame.
Plötzlich löste sich seine Hand!
Es war die rechte, die mit dem Ring am Mittelfinger. Sie schwebte in der Luft, und vor den entsetzten Augen der beiden Frauen glitt sie auf Monica Norris zu.
Das Mädchen schrie.
Sie war noch weiter zurückgewichen, bis sie die Wand an ihrem Rücken spürte, und sie sah, daß die Hand genau auf ihren Hals zielte. Der Ring funkelte, als er in den Lichtschein der Kerzen geriet. Das Gesicht der Asmodina zeigte höhnischen Triumph und hatte sich grausam verzerrt.
Monica Norris riß beide Arme hoch, sie wollte ihr Gesicht schützen, doch das war nicht mehr möglich.

Die Klaue griff bereits zu.

Fünf Finger legten sich um die Kehle des in Todesangst schwebenden Mädchens.

Und fünf Finger drückten mit der Kraft der Hölle zu!

Alle wurden Zeuge, wie das Mädchen starb. Die Hand kannte kein Erbannen, und sie löste sich erst dann vom Hals der Monica Norris, als kein Leben mehr in ihr war.

Schwer fiel sie zu Boden.

Tot blieb sie liegen.

Die Hand aber schwebte über ihr, und abermals drang den Frauen das Gelächter der Asmodina entgegen. »So ergeht es den Personen, die mir nicht die Treue schwören, sondern mich nur noch ausnutzen wollen denn auch ich habe meine Pläne mit euch. Ich sehe nicht ein, daß ihr nur mich ausnutzt, denn ich will von euch etwas haben. Mit eurer Zustimmung habt ihr mir eure Seele überschrieben. Sie wird immer mir gehören. Und Erwin Wozny wird euch als mein Vertreter führen. Ihr werdet Aufgaben zugeteilt bekommen, die ihr sofort und, ohne zu fragen, auszuführen habt. Schon in der nächsten Nacht werdet ihr zwei Menschen umbringen, die den Tod verdient haben. Einer von ihnen ist Richter, der andere Staatsanwalt. Alle rechnen damit, daß Wozny sie killt, doch das wird nicht der Fall sein. Ihr sollt sie ermorden!«

Es war seltsam, aber die Worte erschreckten weder Rita Purdom, noch Lilian Wayne.

Auch der Mord hatte ihnen nichts ausgemacht. Teilnahmslos hatten sie mit angesehen, wie Monica starb.

Lilian Wayne und Rita Purdom standen voll und ganz unter dem bösen Einfluß der Teufelstochter.

»Natürlich werde ihr hier nicht mehr bleiben können. Ich finde für euch eine andere Stätte. Ich…«

Die Teufelstochter sprach nicht mehr weiter. Sie unterbrach sich selbst mitten im Satz.

Etwas mußte sie gestört haben. Die Hand, die noch nicht an Woznys Arm zurückgekehrt war, wischte durch den Raum und näherte sich der Tür.

Es sah makaber aus, wie sie sich auf die Klinke legte und sie nach unten drückte.

»Was ist geschehen?« fragte Wozny.

»Ich habe ein Geräusch gehört«, antwortete Asmodina aus dem Bild. »Ich spüre die Gefahr.«

Die abgehackte Hand zog die Tür auf.

Auch Wozny schaute nach draußen. Ebenso die beiden Frauen und das Skelett.

Leer lag die Treppe vor ihnen.

Die Hand zog die Tür wieder zu. Doch Asmodina war noch nicht zufrieden. Sie wandte sich an die Untote.

»Du gehst und siehst nach, ob wirklich niemand da ist. Wenn du jemand findest, dann töte ihn!«

»Ja!« krächzte Diana Dickson.

Die Hand zog die Tür wieder auf, und das wandelnde Skelett verließ den Pavillon…

***

Wir hatten unser Ziel gut gefunden. Nur einmal mußten wir uns anhand der Zeichnung orientieren.

Hier, war der Hydepark wirklich ein halber Dschungel. Es brannte auch kein Licht, die Dunkelheit lag wie ein übergestülpter Sack auf uns und dem Gelände.

Ich trug die Bleistiftlampe bei mir und schaltete sie hin und wieder ein.

Der dünne Strahl tanzte nicht nur über Blätter und Zweige, er ließ auch Spinnweben silberfarben aufleuchten, die als kunstvoll geflochtene Netze zwischen den Zweigen hingen und zitterten, wenn sie den Nachtwind traf.

Dann erreichten wir einen schmalen Pfad, der laut Zeichnung zum Pavillon führen sollte.

Wir schlichen leise voran. Hin und wieder tastete ich nach dem Schwert, das mir Kara überlassen hatte. Es steckte in meinem Gürtel.

Suko ging vor. Er konnte es fast mit einem Indianer aufnehmen, so lautlos bewegte er sich auf dem schmalen Pfad, der mit hohem Gras bewachsen war.

Knickstellen bewiesen uns, daß vor kurzem jemand hier gegangen sein mußte.

Je weiter wir vordrangen, um so vorsichtiger wurden wir. Es war durchaus möglich, daß die drei Weiber oder auch Wozny, wenn er sich tat sächlich noch in dem Pavillon aufhielt, Wachen eingeteilt hatten. Denen wollten wir nicht gerade in die Arme laufen.

Schließlich sollte unsere Ankunft eine böse Überraschung für die andere Seite werden.

Suko blieb stehen und hob die Hand. Ich schloß mit zwei Schritten zu ihm auf und leuchtete kurz den Zettel an, den ich in der Hand hielt.

Wir befanden uns dicht vor dem Ziel, obwohl kaum etwas zu sehen war, da ein dichter Buschgürtel den Blick verwehrte. Auch der schmale Pfad war ziemlich zugewuchert. Wir hatten ihn überhaupt nur mit viel Glück gefunden.

Auf Zehenspitzen bewegten wir uns weiter, bis wir den dichten Buschgürtel erreicht hatten.

Dort blieben wir stehen und schoben behutsam ein paar Zweige zur

Seite. Der Pavillon lag wirklich versteckt.
Er war kaum zu finden, wenn man nicht den genauen Weg wußte. Er stand auf vier dicken Holzfüßen, so daß sich zwischen Erde und dem Boden des Gebäudes noch soviel Raum befand.
So konnte man sich auf Knien unter dem Pavillon bewegen. Zum Eingang führte eine Holztreppe hoch.
Ich schaute Suko an. »Was sagst du dazu?«
Der Chinese hob die Schultern. »Sieht gar nicht mal so übel aus«, erwiderte er flüsternd.
»Packen wir sie von zwei Seiten?«
»Wird wohl das Beste sein.«
Zuerst einmal mußten wir den Buschgürtel durchqueren. Lautlos ging das natürlich ging.
Beide blieben wir ein paarmal mit unserer Kleidung hängen. Vorsichtig befreiten wir uns von den widerlichen Dornenarmen. Sicherlich gab es noch einen Weg, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich die drei Frauen jedesmal die Mühe machten, erst diesen Buschgürtel zu durchqueren.
Er lag zum Glück hinter uns.
Ich hatte Suko überholt. Ziemlich hoch wuchs das Gras, und so übersah ich die unterste Stufe der kleinen Treppe.
Mit der Fußspitze trat ich dagegen.
Normal wäre das Geräusch nicht aufgefallen, doch in der uns umgebenden Stille klang es doppelt laut.
Ich zuckte zusammen.
Hinter mir huschte Suko wie ein Schatten zur Seite. Auch ich suchte Deckung, trat dabei die Flucht nach vorn an und suchte unter dem Pavillon Deckung.
Keine Sekunde zu früh, denn die Tür wurde geöffnet, das hörte ich an den typischen Geräuschen. Aber niemand erschien. Keine Schritte, die über die Holztreppe polterten.
Die Tür wurde wieder geschlossen.
Eins war jedoch sicher. Es befand sich jemand innerhalb des Pavillons. Unser Besuch würde nicht umsonst sein.
Ich kroch vor und wollte meine Deckung verlassen, als ich zum zweitenmal das Geräusch vernahm. Abermals wurde die Tür aufgezogen. Jetzt wurde es spannend.
Ich blieb still hocken und lauschte. Da hörte ich es.
Schritte!
Sie kamen die Treppe hinunter. Langsam und bedächtig, als würde nicht ein Mensch laufen, sondern irgendeine mechanische Puppe.
Suko mußte den Ankömmling besser sehen, aber er konnte mir kein Zeichen geben.
Zum Glück waren die Stufen so angelegt, daß ich zwischen ihnen

hindurchschauen konnte. Immer wenn sich der Unbekannte voranbewegte und die nächste Stufe noch nicht erreicht hatten, sah ich einen Teil des unteren Beins.

Mir stockte der Atem.

Zuerst wollte ich es gar nicht glauben, doch als ich es das zweite Mal sah, wurde es bestätigt.

Der Ankömmling war überhaupt kein Mensch, denn bei ihm schimmerten die Knochen bleich und wächsern.

Sie waren fleischlos und ohne Haut, was nur einen winzigen Schluß hinterließ.

Ein Skelett marschierte die Treppe hinab!

Es war eine ziemliche Überraschung für mich, wenn nicht sogar ein gelinder Schock, andererseits wußte ich, worauf ich mich einzustellen hatte.

Vorsichtig bewegte ich mich nach vorn.

Ich hatte Karas Schwert gezogen und hielt es in der rechten Hand, um sofort reagieren zu können.

Das Skelett hatte die Treppe überwunden und blieb stehen. Vor der untersten Stufe hielt es sich auf und schaute in die Runde. Irgendwie mußte es ahnen, daß hier Gegner lauerten, denn sonst wäre es längst wieder zurückgegangen.

Ich bewegte mich noch ein wenig vor und konnte das Skelett nun genauer betrachten.

Es bot ein schauriges Bild.

Er war aber kein reiner Knochenmann. Denn ich sah auch noch dünne Hautflecken, die an einigen Stellen auf den Knochen lagen, aber schon sehr brüchig waren.

Zudem war es eine Frau.

Wieso und weshalb sie hierherkam, das wußte ich nicht zu sagen. Tatsache war, daß wir sie nicht mehr zurücklassen durften, denn dann hätten wir einen Gegner mehr gehabt. Da wir die genaue Anzahl unserer Feinde nicht kannten, war es gut, wenn wir so viele ausschalteten, wie es eben nur ging.

Suko regte sich nicht. Für mich ein Beweis, daß er mir das Skelett überlassen wollte.

Ich hatte mir bereits einen Plan zurechtgelegt. Wie ein Rekrut robbte ich über den Boden, erreichte die Treppe, und das Skelett drehte mir den Rücken zu. Sein Kopf jedoch bewegte sich.

Einmal nach rechts, einmal nach links.

Dieses untote Wesen hatte anscheinend den Auftrag bekommen, die nähere Umgebung abzusuchen.

Nur an den Zwischenraum unter dem Pavillon dachte es nicht. Zu meinem Glück, wie ich grinsend feststellte.

Wieder ging es einen Schritt vor.

Ich bewegte mich gleichmäßig. Inzwischen hatte ich den Rand des Pavillons erreicht und machte mich bereit, in die Höhe zu schnellen.

Ich warf noch einen raschen Blick auf die Klinge. Damit hatte ich bisher nicht gekämpft, war mir jedoch sicher, ebensogut damit zurechtzukommen wie mit Desteros Waffe, die sich leider in der Hand meiner Feindin befand.

Aber nicht mehr lange, das schwor ich mir.

Ich holte noch einmal tief Luft, dann schnellte ich hoch, und meine Bewegungen wurden fließend.

Noch im Hochkommen holte ich mit Karas Waffe aus.

Irgendwie mußte das Skelett vernommen haben, was sich hinter seinem Rücken tat, denn es drehte sich um.

Da war die Klinge schon unterwegs.

Ich spürte überhaupt keinen Widerstand, als das goldene Schwert die Knochen traf, sah jedoch den Totenschädel, der plötzlich über den Schultern schwebte und — der Erdanziehung folgend — mit einem dumpfen Laut ins Gras prallte.

Geschafft.

Mit der Schwertspitze tippte ich den Torso an, der zur Seite fiel und neben dem Schädel liegenblieb.

Vor mir bewegten sich Zweige.

Suko erschien und winkte mir zu Mit zwei lautlosen Sprüngen war er neben mir und nickte.

»Einer weniger«, flüsterte ich.

»Und wie geht es jetzt weiter?« raunte der Chinese.

»Ich nehme die Treppe, während du versuchst, mir den Rücken zu decken Wenn es eben geht, müssen wir die anderen in die Zange nehmen.«

Suko war einverstanden.

Er schlug mir noch auf die Schulter und war dann verschwunden Lautlos, wie ein Schatten.

Ich wartete einige Sekunden. Mein Plan war riskant, aber ich ging bewußt das volle Risiko ein.

Mein Kreuz hing außen vor der Brust, in der rechten Hand behielt ich weiterhin das Schwert. Ich wollte völlig normal und auch nicht schleichend die Stufen hochgehen, denn die anderen sollten annehmen, daß es das Skelett war, das sich auf dem Weg befand.

Etwas komisch war mir doch zumute, als ich die Treppe betrat. Langsam ging ich die Stufen hoch.

Eins, zwei…

Meine Schritte versuchten ein hohles Geräusch, denn ich setzte die Fuße bewußt hart auf.

Dann stand ich vor der Tür.

Im gleichen Augenblick wurde sie aufgerissen, und ich starrte in das

mir unbekannte Gesicht einer blondhaarigen Frau, die eine Halbmaske über der oberen Hälfte des Kopfes trug…

***

Lilian Wayne war noch überraschter als ich, denn sie hatte nur mit der Rückkehr des Skeletts gerechnet.

Diesen Zustand nützte ich aus.

Meine linke Faust war nicht zu bremsen. Die Frau bekam den Hieb voll mit und flog zurück. Sie warf dabei die Arme hoch und stieß einen wütenden Schrei aus.

Als sie zu Boden krachte, stand ich bereits im Innern des Pavillons. Blitzschnell glitt mein Blick in die Runde.

Kerzen brannten, so daß ich auch Einzelheiten erkennen konnte. Eine Frau lag am Boden.

Im Widerschein des Lichts sah ich ihren aufgerissenen und auch gebrochenen Augen an, daß sie nicht mehr lebte. Und ich erkannte auch die Würgemale an ihrem Hals.

Wozny hatte zugeschlagen.

Eine weitere Frau, die ebenfalls eine Maske trug, stand links von mir und rührte sich nicht vom Fleck. Die Überraschung mußte sie wie ein Hammer getroffen haben.

Die Blonde lag auf dem Boden und keuchte schwer, wobei sie ihre Hände gegen den Leib gepreßt hielt.

Aber da war noch die Hauptperson. Wozny, der Würger.

Er stand am weitesten von mir entfernt.

Und ohne Hand!

Das nahm ich im Bruchteil einer Sekunde wahr. Ich ahnte auch die Gefahr, doch es war bereits zu spät.

Plötzlich bekam ich einen Schlag in den Nacken, und im nächsten Augenblick drückten die Klauen erbarmungslos zu…

***

So ganz hatte Suko der Plan nicht gepaßt, aber er wollte sich auf keine Diskussionen einlassen, wenn es darum ging, zu handeln. Der Chinese wandte sich wie eine Schlange am Boden entlang, denn er wollte an die Rückseite des Gebäudes gelangen.

Suko schaffte es auch, stand auf und suchte vergebens nach einem Fenster oder Ausgang.

Das paßte ihm überhaupt nicht. Er und auch John hatten wohl damit gerechnet, daß noch eine zweite Tür vorhanden war. Die Überraschung schlug deshalb bei Suko negativ zu Buche, er ärgerte sich und biß sich vor Wut auf die Lippen.

Was tun?

Wieder zurück.

Suko hörte die Schritte, die auf den Holzstufen hohl widerhallten, er

konnte den Weg seines Freundes verfolgen, vernahm auch, wie die Tür aufgezogen wurde und hörte einen Fall.

Er blieb stehen.

Drei, vier Sekunden rührte er sich nicht. Sollte er eingreifen oder nicht?

Suko entschied sich für den Angriff. Nicht mehr so vorsichtig wie zuvor lief er den Weg wieder zurück. Er kam gerade zurecht, um zu sehen, daß die Tür aufgedrückt wurde.

Zwei Gestalten verließen den Pavillon.

Frauen!

Suko war überrascht. Er zögerte vielleicht zu lange.

Das nutzten die Frauen aus.

Sie griffen an!

***

Der Hieb und der gleichzeitige Griff in den Nacken schleuderten mich nach vorn. Einfach zu überraschend war dieser Angriff über mich gekommen. Meine Beine machten sich quasi selbständig, ich taumelte auf Wozny zu, der grinsend dastand und mich erwartete.

Er hatte das Schwert.

In der linken Hand hielt er es, während die rechte nur noch ein Stumpf war.

Neben mir huschten die beiden Frauen vorbei und nach draußen. Die Blondhaarige bildete den Schluß. Sie hatte noch immer unter den Nachwirkungen des Schlages zu leiden.

Auf Suko würde ich verzichten müssen, denn es lag auf der Hand, daß sich der Chinese mit den Hexenclub-Weibern herumschlagen würde. Ich stand also allein gegen Wozny und gegen Desteros Klaue, die meinen Nacken umkrallt hielt und mit langen Fingern versuchte, mir die Luft abzudrücken.

Es blieb nicht nur beim Versuch, die Hand schaffte es tatsächlich. Ich riß den Mund auf, schnappte nach Luft, aber die Würgeklaue war zu hart. Ich mußte ohne den belebenden Sauerstoff auskommen.

Bevor ich auf Erwin Wozny zutorkelte, warf ich mich nach hinten und schaffte es durch den Gegendruck, stehenzubleiben.

Wozny grinste.

Und hinter mir hörte ich die Stimme der Teufelstochter, wie sie aus dem Ring sprach.

»Jetzt habe ich dich, Sinclair!« sagte sie und kicherte hohl. »Ich werde dich langsam erwürgen, und du wirst keine Chance bekommen, Desteros Klaue zu entgehen. Nie hätte ich gedacht, daß es so leicht sein würde, dich in die Falle zu locken. Es war ein Kinderspiel, aber nun habe ich dich.«

Ich hörte die Worte zwar, doch längst nicht mehr so klar und

deutlich. Die Hand hing zu fest um meinen Hals, der Luftmangel machte sich bemerkbar, und ich fühlte mich wie in Watte eingebettet.

Mir mußte etwas einfallen, wollte ich nicht ein Opfer des schon toten Dämonenhenkers werden.

In der rechten Hand hielt ich Karas Schwert. Das Kreuz hing vor meiner Brust. Ich konnte es nicht wirkungsvoll einsetzen, denn die Hand befand sich in meinem Rücken und drückte zu.

Was tun?

Ich schleuderte meinen linken Arm zurück, die Hand griff über die Schulter, wobei ich versuchte, die Würgeklaue zu fassen und sie von meinem Hals zu reißen.

Ich berührte sie auch, spürte das kurze Gelenk zwischen meinen Fingern, aber es gelang mir nicht, die verdammte Hand von meinem Hals zu reißen.

Ich war zu schwach.

Und Asmodina lachte. »Nein, Sinclair, so nicht!« Sie drückte noch fester zu.

Es war wie ein Prankenhieb, der mich etwas nach vorn warf und gleichzeitig in die Knie preßte. Mir war klar, daß Asmodina durch Desteros Würgehand jetzt ein Ende machen wollte. Sie ließ sich nicht länger auf das Spiel ein, zuviel hatte ich ihr bereits angetan.

Und sie zog Erwin Wozny in die Auseinandersetzung mit ein. »Schlag zu!« brüllte sie Darauf hatte Wozny nur gewartet. Ziemlich langsam und genüßlich grinsend hob er das Schwert, das einmal Destero und dann mir gehört hatte. Sie wollten sichergehen, mich erwürgen und gleichzeitig durch einen Schwerthieb töten.

Ich bekam kaum noch Luft.

Auch Wozny sah ich längst nicht mehr klar. Sein massiger Körper verschwamm vor meinen Augen, ich kam mir vor wie ein Pendel, das von einer Seite zur anderen ausschlägt.

Wozny wartete noch eine Sekunde, sah meine Schwäche, holte dann aus, schrie mir seine Wut dabei entgegen und führte einen fürchterlichen Hieb gegen mich…

***

Die beiden Frauen mit den Halbmasken sprangen wie Furien auf den Chinesen zu.

Mit dieser Attacke überraschten sie selbst Suko. Er hatte zwar damit gerechnet, angegriffen zu werden, aber nicht so schnell und auch zielstrebig.

Suko kam nur halb weg. Er befand sich noch in der Drehung, als Lilian gegen ihn prallte.

Auf der Treppe hatte sie ihre Hexenfreundin überholt, ihr Haß und ihr Kampfeswille waren nicht mehr zu bremsen.

Suko wurde von dem Aufprall zwar nicht umgeworfen, aber er gab sich selbst Schwung, fiel auf den Rücken, zog dabei die Beine an und schleuderte Lilian über seinen Kopf hinweg ins Gras.

Schreiend landete sie auf dem Bauch.

Die zweite war schon da. Sie sprang Suko an, als er hochkam. Der Chinese wußte, daß er keine Dämonen vor sich hatte. Rein instinktiv zögerte er, so hart zuzuschlagen, zudem war es eine Frau.

Sukos Rücksicht rächte sich. Die rechte Hand der Teufelsdienerin konnte er zwar noch zur Seite schlagen, doch die Linke kam voll durch. Und damit auch die Fingernägel.

Sie rissen blutige Streifen in Sukos Wange. Der Chinese stieß einen Fluch aus, zog den Kopf ein und schleuderte die Frau von sich weg. Sie überschlug sich im Gras, kam allerdings wieder auf die Füße, wie auch die erste.

Suko hörte ihre Schritte in seinem Rücken. Er huschte zur Seite und drehte sich.

Voll ließ er Lilian Wayne auflaufen. Sie wußte gar nicht, wie ihr geschah, wirbelte durch die Luft und flog sogar in die Büsche. Das Spielchen hätte Suko so weitertreiben können, aber die Lage war zu ernst. Er mußte die beiden Weiber ausschalten, sonst wurden sie doch noch gefährlich.

Zuerst war Rita Purdom an der Reihe.

Suko packte sie an der Schulter, drehte sie halb herum und tupfte die Handkante in ihren Nacken.

Der Schlag war genau dosiert. Ohne einen Laut von sich zu geben sackte die Frau zu Boden und blieb bewußtlos liegen.

Lilian kam aus dem Gebüsch. Sie hatte sich bewaffnet und hielt einen handfesten Knüppel in der Hand, den sie dem Chinesen über den Kopf ziehen wollte.

Suko ließ sie kommen.

Als sie zuschlug, raste seine Handkante hoch. Sie und der Knüppel kollidierten. Plötzlich bestand er aus zwei Hälften, die obere wirbelte davon, die untere hielt Lilian noch in der Hand. Allerdings nicht mehr, lange, Suko griff zu und entwand ihr die Hälfte.

Wie ein Raubtier fletschte die Frau die Zähne. Sie wollte nicht aufgeben und sah nicht ein, daß sie bereits verloren hatte. Abermals warf sie sich gegen den Chinesen.

Suko machte es »sanft«. Er fing die Handgelenke der Frau ab, ließ dann das linke los und nahm die Frau in den Polizeigriff. Sie beugte sich vor.

Suko schlug zu.

Wieder war es ein gebremster Schlag, der die Frau traf und ins Reich der Träume schickte. Bewußtlos sank sie ins weiche Gras und blieb liegen.

Der Chinese richtete sich auf.

Niemand schien gesehen zu haben, was sich vor dem Pavillon abspielte Mit langen Sätzen hetzte Suko auf den Holzbau zu und wollte die Treppe hocheilen, als Wozny erschien. In der Hand hielt er Desteros Schwert..

Was war mit John Sinclair?

***

Der Hieb war verdammt genau geführt worden. Ausweichen konnte ich nicht mehr, denn die Klaue hielt mich so fest umklammert, daß eine Bewegung unmöglich war.

Aber ich hatte Karas Waffe.

Und die riß ich hoch.

Schräg raste sie genau in den Schlag des Würgers hinein. Es gab ein klirrendes Geräusch, als beide Waffen aufeinanderprallten, und eine rotgelbe Funkenspur zog komentengleich ihre Bahn.

Gleichzeitig brach ich in die Knie.

Wozny mußte erst erneut ausholen.

Da setzte ich alles auf eine Karte. Meine rechte Hand mit dem Schwert wischte vor, und die Klinge traf den Würger dicht oberhalb der Gürtelschnalle.

Plötzlich erstarrte Wozny. Ein undefinierbarer Laut drang aus seinem aufgerissenen Mund. Er preßte seinen linken Stumpf auf die Wunde und torkelte an mir vorbei auf die Tür zu.

Wozny hatte ich geschafft, aber nicht Desteros Klaue. Sie würgte mich nach wie vor.

Schon tanzten Schatten vor meinen Augen, ich vernahm Asmodinas haßerfülltes Zischen, bekam Herzjagen und umklammerte instinktiv mein Kreuz. In einer letzten, verzweifelten Bewegung wuchtete ich es nach hinten, es sollte über meine Schulter fliegen und die Hand treffen.

Asmodina reagierte reflexartig. Sie wußte um die Kraft des Kreuzes. Bevor das Kruzifix die Hand berühren konnte, zog die Teufelstochter die Klaue zurück.

Luft!

Herrliche, frische Luft. Ich konnte endlich wieder frei atmen. Ich wälzte mich auf dem Boden herum, warf dabei die in der Mitte des Raumes stehende Schale um und keuchte.

Verschwommen sah ich die Hand.

Sie zielte nicht nach mir, sondern befand sich auf dem Weg zu Erwin Wozny.

Der Würger stand auf der Türschwelle. Das Schwert hielt er fest, doch die Klaue riß es ihm aus der Hand. Dann bekam Wozny einen Schlag in den Rücken und kippte nach vorn.

Die Hand aber drehte sich.
Und jetzt hielt sie das Schwert. Ihr Ziel war ich.
Asmodina lachte. Der Ring an der Klaue glühte. »Komm her, Sinclair!« geiferte sie, »ich, will sehen, ob du wirklich so stark bist…«

***

Suko starrte Wozny an.
Der Würger hatte das Schwert. Aber der Chinese sah auch das Blut, das zwischen den Fingern des Mannes hervorsickerte. Und er sah noch etwas.
Die Hand!
Plötzlich schwebte sie neben Wozny, entriß ihm das Schwert und verschwand im Innern des Pavillons. Gleichzeitig bekam der Würger einen Schlag in den Rücken, der ihn nach vorn katapultierte.
Polternd fiel Wozny die Stufen hinab. Er rollte Suko vor die Füße. Der Chinese drehte ihn auf den Rücken, sah die gebrochenen Augen und wußte Bescheid.
Erwin Wozny, der Würger, lebte nicht mehr!

***

Ich hatte große Mühe, überhaupt das Schwert mit der goldenen Klinge zu halten. Die Atemnot hatte mich geschafft. Ich kam kaum vom Boden hoch, und da war die verdammte Hand schon in meiner Nähe.
Das Lachen - ein Schlag.
Zu einer Abwehrbewegung war ich nicht mehr fähig. Es gelang mir noch, mich über den Boden zu rollen, und die Klinge verfehlte mich. Sie hackte in das Holz des Bodens, wo sie einen langen hellen Splitter hervorriß.
Es sah wirklich makaber aus, wie die Hand in der Luft schwebte und das verdammte Schwert festhielt. Und sie war schnell, viel zu schnell für mich. Dem nächsten Hieb entging ich abermals durch eine blitzschnelle Rolle. Dann packte ich mit der linken Hand die auf dem Boden stehende Tonschale, hob sie an und schleuderte sie der Klaue entgegen.
Ich traf.
Die Hand, schon schlagbereit, kam aus der Bahn, so daß die Schwertspitze, die eigentlich meinen Kopf hätte treffen müssen, dicht an meiner Stirn vorbeiwischte.
Dann war ich auf den Beinen.
Ich hatte mich regelrecht hochgewuchtet und stellte mich nun zum Kampf. Die Schwächeperiode war vorbei, ich konnte wieder mitmischen. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, wie Suko in der Tür auftauchte.
»Weg!« schrie ich, »das ist meine Sache!«

Der Chinese verstand.

Ja, ich wollte den Kampf. In diesem Fall hatte ich zuviel einstecken müssen, und all das hatte sich in mir aufgestaut, so daß es zu einer Entladung kommen mußte.

Breitbeinig stand ich da. Links von mir befand sich die offene Tür, mir gegenüber schwebte die Hand mit dem Schwert. Direkt über der erwürgten Frau.

Grell strahlte jetzt der Ring. Ein grünes Leuchten ging von ihm aus, in dessen Zentrum sich Asmodinas kaltes Gesicht mit den grausam blickenden Augen befand.

Sie nahm den Kampf an.

Wir belauerten uns. Asmodina wußte genau, daß ich inzwischen gelernt hatte, mit dem Schwert umzugehen. Sie bluffte geschickt. Ein Stoß nach links, dann blitzschnell zurückgezogen, danach sofort auf meinen Körper gezielt.

Ich parierte.

Hell peitschten die Klingen gegeneinander. Abermals flog eine Funkenspur durch den Raum. Ich legte alle Kraft in meine nächste Attacke und drückte die Hand zurück.

Eine blitzschnelle Drehung, und die Klaue war wieder frei. Der nächste Stoß.

Ich traf das Schwert auf halbem Weg, als ich seitlich dagegen haute und es so aus der Richtung brachte. Sofort stieß ich nach, und fast hätte ich ein paar Finger abgeschlagen, doch die Hand zog sich sofort wieder zurück.

Und die Klinge hieb wieder zu.

Diesmal von oben nach unten.

Ich sprang mit einem mächtigen Satz zur Seite, prallte gegen die Wand und rollte mich buchstäblich daran entlang, bis ich wieder so stand, daß sich die Hand vor mir befand.

Desteros Klaue ging jetzt aufs Ganze.

Es wurde ein wildes Gefecht. Die beiden mit praller Magie gefüllten Schwerter klirrten gegeneinander. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß Karas Waffe stärker sein würde, weil sie weißmagischen Ursprungs war, doch hier hoben sich die Kräfte auf.

Wie der Teufel kämpfte ich.

Die Hand war gedankenschnell. Die Schläge kamen von rechts, von links, von oben und sie stießen auch von unten zu.

Ich geriet nicht nur ins Schwitzen, sondern wurde auch hart in die Defensive gedrängt.

Ich mußte zurück.

Immer weiter trieb mich die Hand auf die Tür zu. Am Windzug merkte ich, daß ich dem Ausgang schon verdammt nahe gekommen war.

»Vorsicht, John!«

Sukos Warnung kam zu spät, denn ich mußte einen gewaltigen Satz zurückspringen, um von dem schräg herabsausenden Schwert nicht getötet zu werden.

Dieser Schritt war einfach zu viel. Ich trat ins Leere, verlor das Gleichgewicht und fiel kopfüber und rücklings die Stufen der Treppe hinab.

Auf einmal wußte ich nicht, wo oben noch unten war. Dafür hörte ich ein gellendes Lachen.

Siegessicher, höhnisch triumphierend!

Ich spürte die Schmerzen, die meinen Rücken hochtrieben. Die Stufen waren mir hart ins Kreuz getrieben worden, und als ich unten ankam, lag ich auf der Seite.

Die Hand war bereits da.

Nie würde ich mein Schwert schnell genug in die Höhe bekommen, um den Schlag zu parieren.

Da griff Suko ein!

***

Asmodina hatte sich zu sehr auf mich konzentriert, der Chinese wurde nicht beachtet.

Und der hatte die Dämonenpeitsche langst ausgerollt.

Blitzschnell schlug er zu. Es war die einzige Chance, die Hand vor einem vernichtenden Streich zu bewahren. Die drei Riemen pfiffen durch die Luft, und sie trafen die Klaue, wobei sie sich sogar noch um die Hand wickelten.

Ein wütender Schrei der Teufelstochter war die Folge. Suko drehte die Peitsche in Gegenrichtung, bekam sie auch frei und zog sie sofort wieder zurück.

Die Hand war geschwächt. Sie schwebte zwar noch immer in der Luft, aber sie konnte sich kaum noch halten. Das Schwert wurde zu schwer für sie.

Suko hob die Peitsche zum zweiten Schlag. Das sah auch ich. »Laß es!« rief ich vom Boden her und streifte die Kette über meinen Kopf.

Asmodina stieß einen fauchenden Laut aus, als sie bemerkte, was ich vorhatte. Sie wollte sich zurückziehen, um Desteros Hand zu retten, da hatte ich bereits reagiert.

Als ihr das Schwert aus den Fingern rutschte, packte ich zu, ergriff die Klaue und legte das Kreuz auf den Handrücken. Aus dem Fauchen wurde ein wilder Schrei, der noch in der Luft zitterte, als mein Kreuz die Klaue aus dem Jenseits zerstörte. Plötzlich sprühte ein kaltes Feuer aus dem Handschuh, das für zwei Sekunden vielleicht in der Luft stehenblieb, dann wurde der Handschuh schlaff und fiel zu Boden.

Im Gras blieb er liegen.

Ohne Ring. Er war zu Asche geworden. Ich bückte mich, hob den Handschuh auf und drehte ihn herum.

Dreck rieselte zu Boden.

Graue Asche, vermischt mit winzigen Knochen. Wir aber konnten aufatmen.

Destero war endgültig vernichtet.

***

Am glimpflichsten waren noch die beiden Frauen davongekommen. Sie hatten mit dem Tod ihrer Freundin nichts zu tun. Ob sie sich trotzdem vor Gericht verantworten mußten, wußte ich noch nicht. Darüber hatten andere zu entscheiden.

Auch Sir James atmete auf, als er hörte, daß die Bedrohung abgewendet worden war, denn in London konnten nun einige Leute ruhiger schlafen.

Erwin Wozny wurde auf dem Friedhof des Zuchthauses beerdigt. Er war nur zeitweise von Asmodina Mit dämonischen Kräften ausgestattet worden. So ließ sich auch sein plötzliches Auflösen und Verschwinden erklären.

Ich bekam den nächsten Tag frei.

Ausschlafen sollte ich mich. Es gelang mir nicht ganz, denn das Schicksal hielt wieder einen neuen Fall für mich bereit.

Nicht auf der Insel, sondern in Deutschland.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 154 »Desteros Rache«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 150 »Wo der Scheiterhaufen leuchtet«

[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 156 »Myxins Entführung«